

# Breslauer Sonntagblatt

der  
Schlesischen Volkszeitung.

Preis vierteljährlich auswärts im  
In- u. Auslande durch die Post und  
in Breslau 1 Mt., durch Kolporteurs  
frei in's Haus 1 Mt. 5 Pfg.

Insertions-Gebühren: die 1spaltige  
Petitzelle oder deren Raum 15 Pfg.  
Expedition und Inseraten-Nachnahme:  
Breslau, Gummerei 39/40.

№ 31.

Breslau, Sonntag, 3. August 1884.

XIII. Jahrgang.

## Wochen-Kalender.

- August 3. S. 9. S. nach Pfingsten. Ev.: Jesus weint über  
Jerusalem (Luc. 19).  
4. M. Dominikus, Bekenner.  
5. D. Maria zum Schnee.  
6. M. Verkündigung Christi.  
7. D. Cajetan, Bekenner.  
8. F. Cyriacus u. Gen., Martyrer.  
9. S. Emigdinus, Bischof und Martyrer.

## ○ Für die Zwangssinnung.

VI.

(Schluß. Vergl. Nr. 28.)

Dem energischen Vorgehen des Zentrums und der Konservativen war es zu danken, daß die Regierung in der Session von 1878 eine Vorlage auf Abänderung des Titels VII der Gewerbeordnung einbrachte, welche die Verhältnisse der „gewerblichen Arbeiter“ behandelte, wie jetzt der manchesterliche Sammelname für die in einen Topf geworfenen Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge und Fabrikarbeiter lautet. Der Gesetzentwurf war jedoch ein durch und durch liberales Machwerk. Er war sogar so „liberal“, daß selbst der „liberale“ Reichstag zur „reaktionären“ Abänderung schritt. Er dehnte die Altersgrenze der Personen, welche sich fortan mit „Arbeitsbüchern“ zu versehen haben, vom 18. auf das 21. Lebensjahr aus; und er bestimmte, daß ein Lehrling, der seinen Meister verläßt, ohne Zustimmung desselben, nicht schon nach 6, sondern erst nach 9 Monaten „in demselben Gewerbe von einem anderen Arbeitgeber beschäftigt werden darf.“

Besser war schon der Gesetzentwurf über das Innungswesen, welcher im Jahre 1881 dem Reichstage zur Beratung vorlag. Leider lehnte aber die liberale Majorität den wichtigsten Paragraphen ab, welcher den Handwerkern einige Rechte verlieh, so daß auch dieses „Innungsgesetz“ keinen Wert hatte.

Die Handwerker erhoben inzwischen auf allen Handwerkerkongressen immer lauter und energischer den Ruf nach Zwangssinnungen und legten eingehend dar, daß dieselben durchführbar sind. Zuletzt geschah dies auf dem ostdeutschen Bundeshandwerkertage in Freiburg i. Schl. und dem allgemeinen Handwerkerkongress in Frankfurt a. M., welche in vergangener Woche ihre Beratungen abhielten. Besonders war es der Frankfurter Handwerkerkongress, welcher sich hier mit Entschiedenheit und Klarheit aussprach. Man konnte auf die Beratungen um so mehr gespannt sein, als kurz vorher im Reichstage der bekannte Ackermann-Windthorst'sche Antrag, welcher das Innungsgesetz wenigstens einigermaßen verbessern und nur Innungsmeistern unter gewissen Voraussetzungen das Halten von Lehrlingen gestattet wissen will, zur Annahme gelangt war. Genehmigt der Bundesrat den bezüglichen Gesetzentwurf, so ist ein wichtiger Schritt in der Ausstattung der Innungen mit Rechten gethan. Und hierauf kam es vorzugsweise den Antragstellern an. Das vom Reichstage angenommene Innungsgesetz vom 18. Juli 1881 und der aus Anlaß dieses Gesetzes vom Reichsamt des Innern ausgearbeitete und veröffentlichte „Entwurf eines Innungsstatuts“ haben, wie wir schon andeuteten, nicht bloß nach dem Urtheile der Handwerker, sondern auch ihrer Freunde keinen Wert. Sie enthalten eine Reihe von Pflichten, von zum Teil schwierigen und hohen Aufgaben, gewähren aber keine Rechte und keine Mittel der vollziehenden Gewalt. Allerdings hat die Gewährung der Rechte, die der Ackermann-Windthorst'sche Gesetzentwurf den Handwerksmeistern resp. Innungen verleiht, noch nicht viel zu bedeuten, da sie von dem beliebigen Ermessen der Regierung abhängt. Will

die Regierung, nun so kann sie einer Innung, deren Thätigkeit sich auf dem Gebiete des Lehrlingswesens bewährt hat, die von dem Gesetzentwurf angegebenen Rechte in bezug auf das Halten der Lehrlinge zuerkennen, will sie nicht, nun so bleibt die Innung rechtlos. Das ist ein Uebelstand, der vom Abgeordneten Dr. Majunke in der Reichstagsitzung am 10. Juni, in welcher der Ackermann-Windthorst'sche Antrag zur Beratung gelangte, besonders hervorgehoben wurde. Der Frankfurter Handwerkerkongress sprach sich ganz im Sinne dieses Redners der Zentrumsparthei aus. Er verlangte klipp und klar die Aufhebung dieser sogenannten diskretionären Gewalt und an deren Stelle die Einsetzung sachlicher Bedingungen und Merkmale. Der betreffende Referent, Herr Buchdruckereibesitzer Pleß (Mühlheim a. R.), bemühte sich in seinen Ausführungen sichtlich, so objektiv, wie möglich, die Stimmung der Handwerker gegenüber dieser Bestimmung zu zeichnen. Um so erfreulicher ist es, daß er sagen konnte: Hier sind alle Handwerker einig. Das deutsche Handwerk will nicht die Gewährung von notwendigen Rechten von der schwankenden Ansicht wechselnder Regierungen abhängig gemacht sehen. Derselbe Referent kennzeichnete aber auch die Ansicht der Handwerker gegenüber dem Ackermann-Windthorst'schen Antrage im allgemeinen und hier bestätigte sich, was von Seiten der Redner der Zentrums- und konservativen Partei im Reichstage hervorgehoben wurde, daß nämlich die Handwerker diesen Antrag lediglich als eine Abschlagszahlung auf ihre Forderungen ansehen. Die Handwerker haben die gefährliche Macht des Großkapitals und der wachsenden Industrie seit Emanation der schrankenlosen Gewerbefreiheit zu gründlich und zugleich schmerzlich kennen gelernt, als daß sie sich von Vindictivmitteln, zu denen nach ihrer Ansicht der Ackermann'sche Antrag zu rechnen ist, einen dauernden Vorteil versprechen. Um sich zu kräftigen, ihre Leistungsfähigkeit zu heben und ihre Kräfte gegen das Großkapital zu stärken, verlangen sie nach wie vor die obligatorische Innung.

Uebrigens drängt jeder Schritt auf der Bahn der Reorganisation der Innungen auf die Zwangssinnung hin. Die Einführung der Zwangssinnung ist die konsequente Folge der gesamten Innungsbewegung. Und wer letztere für gut und richtig erkannt hat, wird sich logischerweise, und wenn auch nur zunächst in der Theorie, für die obligatorische Innung erklären müssen. Der Abg. Dr. Windthorst sprach sogar im Reichstage die Ueberzeugung aus, daß selbst der national-liberale Miquel durch sein Osnabrücker „Meisterstatut“ nichts weiter gethan habe, als der obligatorischen Innung den Weg geebnet. „Denkt Herr Miquel konsequent,“ fuhr der Zentrumsführer fort, „so muß er sich hiernach notwendig zu der obligatorischen Innung bekennen.“ Letztere ist und bleibt demnach das Ziel, auf welches mit allen Kräften und der notwendigen Klugheit hinzuarbeiten ist. „Wir kommen an diesem Ziele nicht vorbei,“ erklärte der Abgeordnete Dr. Windthorst, „und darum ist es gut, daß wir es scharf ins Auge fassen. Je eher und zweckmäßiger es erreicht ist, um so besser für Handwerk und Staat.“

Durchführbar ist die Zwangssinnung. Sie führt ihren Namen, weil jeder, der sich Meister nennen, Gesellen beschäftigen und Lehrlinge ausbilden will, gesetzlich gezwungen ist, einer Innung anzugehören. Wer nicht in eine Innung eintreten will und kann, dem ist es zwar unbenommen, für seine Person ein Handwerk zu treiben, er darf sich aber weder Gesellen noch Lehrlinge halten. Warum sollte das nicht durchführbar sein? Ist es doch in anderen Zweigen der gesellschaftlichen Thätigkeit, bei den Advokaten, den

Medizinern und Apothekern in ähnlicher Weise auch möglich.

Für die Zwangssinnung haben sich auch eine Reihe von Handwerkerfreunden ausgesprochen, denen man ein ausschlaggebendes Urtheil zuerkennen darf. So bezeichnet H i g e, der bekannte katholische Sozialpolitiker, die Zwangssinnung als eine „unabweisbare Forderung“, und Droste, ein ebenfalls katholischer volkswirtschaftlicher Schriftsteller, sieht sie als das „notwendige Ziel“ an, auf das wir loszusteuern haben. Glagau, ein evangelischer Handwerkerfreund, verlangt „die möglichst schnelle Einführung der obligatorischen Innung, weil sie allein den Handwerkerstand widerstandsfähig machen kann,“ und Febr. v. Fehrenbach endlich, ein konservativer Handwerkerfreund, nennt die obligatorische Innung „das gute Recht des Handwerks.“

Alles in allem: die Zwangssinnung muß von jedem Handwerker und Freunde des Handwerks hochgehalten und verteidigt werden. Man darf nun zwar nicht etwa meinen, daß dem Handwerk durch solche Neuschaffung der Innung sofort mit einem Schläge geholfen werden könne. Auch nach Einführung der obligatorischen Innung werden noch so manche Mißstände und zwar auf andere, als gesetzliche Weise zu beseitigen sein, die im Handwerkerstande selbst liegen. Gut Ding will Weile haben und nichts ist vollkommen auf der Erde. Aber ein tüchtiges Stück wird's besser im Handwerk der obligatorischen Innung, das steht fest.

## Zur Cholera in Frankreich.

Der seltsame Musterpräsident der französischen Republik, von dessen Thätigkeit die Welt nichts wissen würde, wenn er nicht ab und zu durch die Begnadigung eines der Scheusale in Menschengestalt, die neuerdings in den Annalen des französischen Verbrechertums mit Grauen erregender Häufigkeit auftreten, Kunde von seiner Existenz gäbe, fängt an, durch sein Verhalten gegenüber der Frankreich bedrohenden Epidemie gerechtes und unliebsames Aufsehen zu erregen. Monsieur Grevy ist ein bis zur Filzigkeit sparsamer Philister, der, obgleich an sich ein reicher und auf die Steigerung seiner Miethen-Einnahmen unablässig bedachter Hauseigentümer, die ihm bewilligten Repräsentationsgelder und Reisegelder nur benutzt, um Ersparnisse zu machen. Zwar hat er endlich etwas für die nothleidenden Bewohner der heimgesuchten Städte gespendet, aber noch das ihm für Reisezwecke angewiesene Geld nicht um ein Zentime gekürzt, um Toulon und Marseille zu besuchen. Mit vollem Rechte machen monarchistische Blätter auf das ganz verschiedene Verhalten der Orleans, des Präsidenten und des Kaisers Napoleon in den Epidemien von 1832, 1849 und 1865/66 aufmerksam. Bei dieser Gelegenheit werden zwei Anekdoten von der Kaiserin Eugenie mitgeteilt, die auch jetzt noch von Interesse sind und die schmerzgeprüfte Frau von ihrer besten Seite zeigen. Ein Sterbender im Hospital Beaujou sagte zur Kaiserin, als sie an sein Bett trat, um einige tröstliche Worte zu ihm zu reden, indem er sie bei schon geschwächtem Sehvermögen für die pflegende barmherzige Schwester hielt: „Ich danke Ihnen, Schwester, für Ihre unerschöpfliche Güte.“ Man machte ihn darauf aufmerksam, daß er mit der Kaiserin rede, diese aber unterbrach die Entschuldigungen des Kranken mit den Worten: „Mein Freund, ich kann mir kein schöneres Lob denken, als von Ihnen für eine barmherzige Schwester gehalten zu werden.“ — Welchen Eindruck diese Besuche der Kaiserin machten, zeigt folgender Brief, der ihr ein Jahr darauf aus

Amiens zuzug, wo sie ebenfalls die Hospitaller besucht hatte: „Madame, J. B. Dumoustier, ein braver, alter Arbeiter der Umgegend, an dessen Bette Ew. Majestät einige Augenblicke gewohnt hat, ist gestern der Krankheit erlegen. Er war allein in der Welt, ohne Familie und ohne Freunde. Kurz vor seinem Tode zog er unter seinem Kopfkissen eine Börse hervor, welche ich die Ehre habe anbei Ew. Majestät zu übersenden, und sagte: »Hierin sind 90 Frank, meine Schwester, — meine ganze irdische Habe; wenn ich nicht wieder aufstehe, so sind diese für die gute Kaiserin, für ihre Armen oder die Waisen ihres Sohnes als Erinnerung an die Dankbarkeit v. J. B. Dumoustier.« Ich erfülle diesen Wunsch des Sterbenden, indem ich Ew. Majestät für die Freiheit, die ich mir damit nehme, um Entschuldigung bitte, u. s. w. Schwester Marie Joseph.“ Das war im Jahre 1866, wo die Kaiserin der Epidemie, von der man noch nicht wußte, ob sie auch Paris erreichen würde, nach Amiens entgegenreiste. Als ihr der Marschall Vaillant wegen der von ihr bewiesenen Anerschrockenheit einige Schmeicheleien sagte, fand sie das schöne Wort: „Was wollen Sie, mein lieber Marschall? Das ist die Art, wie wir Frauen dem feindlichen Feuer trogen.“ Herr Grevy versteht das Geschäft besser. Er begnadigt Vater- und Muttermörder, pflegt in Mont-sous-Vaudray einer gefahrlosen Siesta oder betreibt das amüsante Geschäft (wozu ihm die Entschuldigungen, die er wegen der Ausschreitungen des Pariser Böbels fremden Regierungen machen muß, oder das Wechseln nichtsfager Redensarten bei den Antritts- und Abschiedsaudienzen fremder Gesandten Zeit genug übrig lassen), Formulare zu unterschreiben, in denen er seinen Mietern ankündigt, daß sie vom nächsten Vierteljahre ab so und so viel Frank mehr Miete zu bezahlen haben.

### Im Lager der Anarchisten und Revolutionäre in Newyork

beginnt es, wie wir der »Moskowskija Wjedomosti« entnehmen, wieder lebendig zu werden. Da Moskau schon seit längerer Zeit in den westlichen Staaten Nordamerikas umherreist, um daselbst für seine Theorien Anhänger zu werben, so wurde der aus der Schweiz ausgewiesene Anarchist Kennel, dem die Gesinnungsgenossen bei seiner kürzlich erfolgten Ankunft aus Europa glänzende Ovationen bereitet haben, zum Haupt der Anarchisten in Newyork gewählt. Und um sich dieser Ehrenstelle würdig zu zeigen, verabfümte der neue Chef nicht, sofort in einer Ansprache seinen Getreuen als das beste Mittel im Kampfe gegen die „Ausbeuter“ Dynamit zu empfehlen. Aber nicht auf allen Seiten fand er die gewünschte Zustimmung, da von anderen Rednern der gewiß nicht unberechtigte Einwand erhoben wurde, daß die Anwendung von Dynamit denn doch nicht unter allen Umständen ratsam und durchführbar wäre, man dürfe daher auch andere wirksame Waffen, wie Revolver, Dolche und dergleichen schärbare Mordwerkzeuge nicht verachten. Mit nicht geringerer Freude wurde die Rückkehr eines anderen Agitators, namens Bachmaier, begrüßt, der in geheimer Mission nach Deutschland und Oesterreich gereist war und besonders in Wien große Anstrengungen für die Befreiung des Mörders Stellmacher gemacht haben soll. Dagegen hat sich die Nachricht von der Ankunft des Russen Degajew als falsch erwiesen und wurde nur deshalb mit über großem Eifer verbreitet, weil einer der Anarchisten der Redaktion des »New-York Herald«, die seiner Zeit für eine Unterredung mit dem Militärsen Hartmann 500 Pfd. Sterling gezahlt hat, das Anerbieten machen wollte, die Zusammenkunft eines Redakteurs des genannten Blattes mit Degajew, für welchen sich irgend ein Anarchist ausgeben sollte, für 200 Pfund Sterling zu vermitteln. Das Hauptquartier der Revolutionäre befindet sich gegenwärtig in der Wohnung des bekannten Anarchisten Julius Schwab, dessen Name bei den Anarchistenprozessen in Wien und Graz oft genannt wurde und der mit einer großen Anzahl Gesinnungsgenossen aus allen Ländern der Welt Verbindungen unterhält. Seine Wohnung, in welcher sozialistische Zeitschriften in allen möglichen Sprachen ausliegen, befindet sich First Street 50 und ist den Tendenzen der Besucher entsprechend dekoriert. An den Wänden sieht man Revolutionszigen aus verschiedenen Zeiten und Ländern, sowie die Porträts sämtlicher Märtyrer der „guten Sache“, während an der Decke die Statuetten unseres Kaisers und des Fürsten Bismarck an einer um den Hals gefühligen Schnur aufgehängt sind. Hier hält auch das berüchtigte Komitee, welches unter dem Namen „die schwarze Hand“ bekannt ist, seine Sitzungen ab. Dasselbe hat gleich nach der Verurteilung Stellmacher's, die bei seinen Freunden eine große Aufregung verursacht hat, zwei ehemalige deutsche Gesinnungsgenossen, Eberhardt und Kaufner, wegen Verrat zum Tode verurteilt. Die beiden Unglücklichen hätten nämlich in amerikanischen Blättern die Ränke und Kniffe der Anarchistenrotte enthüllt und namentlich darauf hingewiesen, daß ihre früheren Freunde ihre Bestellungen sehr hoch versichern und dann dieselben selbst in Brand stecken, um die Prämien ausgezahlt zu erhalten. Ob das Urteil der „schwarzen Hand“ bereits vollstreckt wurde, ist noch nicht bekannt geworden. Uebrigens dürfte in Newyork dem Treiben Moskau's und seiner Genossen bald ein Ende gemacht werden.

Mosk empfahl nämlich den Arbeitern bereits zu wiederholten Malen, bei etwaigen Differenzen mit ihren Wirten kurzen Prozeß zu machen. Das ließ sich denn auch ein Arbeiter wirklich gesagt sein und schlug seinen Wirt tot. Viele Zeitungen weisen nun auf Mosk als den intellektuellen Urheber des Mordes hin und erörtern die Frage, ob es nicht an der Zeit wäre, den berüchtigten Agitator wegen seiner Hezereien vor die Schranken des Gerichts zu fordern.

### Politische Rundschau.

(Schluß am 30. Juli.)

**Deutschland.** Die abgelassene Woche hat eine Reihe zum Teil wichtiger Erörterungen über die kommenden Wahlen gebracht. Der Wahltermin rückt ja immer näher heran und da heißt es denn Klarheit schaffen! Die Katholiken Schlesiens sind nach dieser Richtung die ersten auf dem Platze gewesen. Die Wahltaktik, welche die Vertrauensmänner der schlesischen Zentrumsparthei am 7. Juli den Katholiken Schlesiens anzuempfehlen beschlossen haben, findet in unserer ganzen Provinz die vollste Zustimmung. Sie beruhen auf dem einfachen Grundsatz, daß die Seelenahrung über dem irdischen Brote steht, daß daher die Gewissensfreiheit, die Freiheit und Selbständigkeit der katholischen Kirche und somit die radikale Beendigung des Kulturkampfes unsere erste und höchste Forderung ist, der wir alles Andere unterordnen. Auch Zoll- und Steuerfragen, sowie sozialpolitische Probleme müssen hinter dieser Forderung zurücktreten, zumal wo wir zur Zeit noch einer Regierung gegenüberstehen, deren sozialpolitische Pläne und Zoll- und Steuerreformen noch in ein tiefes Dunkel gehüllt sind und die noch immer den Kulturkampf nötig zu haben scheint zur Erreichung von Sonderzwecken. Daß die Katholiken Deutschlands im ersten Wahlzuge überall und auch da, wo sie in der entschiedenen Minorität sind, für Zentrums männer zu stimmen haben, ist schon aus dem Grunde nötig, weil die sämtlichen Stimmen, welche für die einzelnen Parteien des Reichstages abgegeben werden, gezählt und späterhin durch das Reichskanzleramt zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden. Es ist also unter allen Umständen ein Rückgang der katholischen Stimmen zu vermeiden, da hieraus von unseren offenen und versteckten Feinden zu unseren Ungunsten Kapital geschlagen werden würde. Eben deshalb ist aber auch die rührigste Beteiligung überall nötig, gleichviel, ob Aussicht auf augenblicklichen Erfolg vorhanden ist, oder nicht; ja, die Stimmenabgabe ist in gegenwärtiger Zeit gewissermaßen als ein Akt des öffentlichen Glaubensbekenntnisses anzusehen. Aber auch bei den Stichwahlen dürfen es die Katholiken nirgends an der gleichen Rührigkeit fehlen lassen, auch in denjenigen Wahlkreisen nicht, in welchen der Zentrumskandidat bei der Stichwahl in Wegfall gekommen ist; denn hier gilt es, entweder einen Abgeordneten durchzusetzen, der noch manche Berührungspunkte mit dem Zentrum hat, oder doch zwischen zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Das heißt: die Katholiken werden unter allen Umständen die Wahl von Nationalliberalen und Freiconservativen, diesen Erzkulturkämpfern, hintertreiben und nur einen Konservativen oder einen Freisinnigen, soweit sie Garantien geben, daß sie für Abschaffung der Kulturkampfgesetze stimmen, wählen.

Der neue „Verein zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe“, über den wir bereits in der letzten Nummer des »Sonntagsblatts« berichteten, dem inzwischen die Namen „Klub der Millionäre“ und „Verein zur Wahrung der Interessen der Geldwelt“ beigelegt worden sind, hat zwar noch keine Thaten verrichtet, allein trotzdem verdient er die ernsteste Beachtung, weil er nichts Anderes ist, als eine sozialpolitische Vereinigung des Großkapitalismus. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß Freihändler und Schutzzöllner in dem neuen Vereine friedlich nebeneinander sitzen. Der Hauptzweck des Vereins ist und bleibt: die Börse unantastbar Staat und Gesellschaft gegenüber zu machen. Deshalb wird der neue Verein einer rationalen Beseinerung der Börsengeschäfte und einer strafferen Aufsichtigung des Treibens der Börse seitens des Staates Steine in den Weg zu werfen suchen. Seine zweite Aufgabe wird es sein, die Arbeiterwelt niederhalten zu helfen, deren Ansprüche, selbst die von anderen Parteien längst als mehr oder minder berechtigt anerkannten, diesen Herren schon lange ein Dorn im

Augen sind. Das Sozialistengesetz genügt diesen Herren noch nicht. Sie wollen auch alle Streikess und Lohnverfassungen der Arbeiter polizeilich inhibiert wissen. Das, sowie die Fürsorge für das moderne Mammonsheligtum, die Börse, ist des Pudels Kern. Wer unsere „Sozialreform“ der letzten Jahre genau verfolgt hat, wird nicht leugnen können, daß überall in erster Linie die Interessen der Großindustriellen und des Großkapitales ängstlich geschont worden sind, leider auch auf Kosten der Arbeiter. Es sollte heute nur einmal ernstlich der Versuch gemacht werden, das Handwerk und überhaupt die produktive Arbeit zu organisieren, und man würde sehen, wie rasch und energisch unsere großen Geld- und Warenspekulanten dagegen Front machen würden.

Der bekannte Antisemitenfürer Liebermann von Sonnenberg hält gegenwärtig in mehreren Städten Vorträge über die Judenfrage. Dieses ist natürlich gewissen Kreisen sehr unbequem. In Dortmund haben eine Anzahl „Notabeln“ gegen den Friedenstörer sich aufgelehnt und gegen seine Vorträge einen auch von der »Nordd. Allg. Ztg.« veröffentlichten Protest eingelegt. Nun kam auch ein „Königlicher Eisenbahn-Maschinen-Inspektor“ in Witten und forderte seine Arbeiter nicht nur auf, die auf Erschütterung der „zwischen den verschiedenen Religionsgemeinschaften stattgehabte Einträchtigkeit“ angelegten Vorträge nicht zu besuchen, sondern auch die „Bestrebungen der qu. Komiteemitglieder zu verachten“. In der Blütezeit des Kulturkampfes wurden ungezählte Hezreden gegen Katholiken an den verschiedensten Orten gehalten, aber niemals haben wir vernommen, daß ein Beamter seinen Arbeitern das Anhören derselben verboten habe. Freilich, bemerkt die »Kr.-Ztg.«, den deutschen Adel darf man schmähen, die deutsche, christliche Geistlichkeit verhöhnen — aber an den Juden Kritik zu üben, das ist ein unverzeiliches Verbrechen. Wir begreifen die Freude einer gewissen Sorte von Blättern, daß nun gar ein „Königlicher Beamter“ für „unsere Juden“ eintritt.

Nach dem nunmehr festgestellten Reiseprogramm wird die Rückreise des Kaisers von Gastein am 5. August mittags erfolgen. Am 6. August vormittags begibt sich Se. Majestät zum Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich nach Ischl. Die Rückreise erfolgt am 7. August und geht nach Babelsberg, wo die Ankunft am 8. August vormittags erfolgt. Daraus ergibt sich die Unrichtigkeit einer telegraphischen Nachricht des „Ezas“ von einer Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Alexandrowa an der preussisch-russischen Grenze.

Auf die von seiten der Handelskammer zu Minden an das Reichskanzleramt gerichtete Vorstellung wegen Aenderung des jetzt geltenden Submissionsverfahrens ist die Antwort ergangen, daß der Minister der öffentlichen Arbeiten den Inhalt der Eingabe bei der zur Zeit stattfindenden Revision der Vorschriften über das Verdingungsverfahren mit in Erwägung ziehen lassen werde.

Die Finanzwirtschaft in Frankreich findet dadurch eine treffliche Illustration, daß große Summen Geldes und Rechnungen „vergessen“ worden sind. Nach der 1848er Revolution wurden durch eine nationale Subskription 1 700 000 Frank für die „Opfer der Februar-Revolution“ zusammengebracht, wozu Rothschild 50 000 und die Bank 25 000 beisteuerten. Der Finanzminister, welchem die Summe zur Verwaltung übergeben wurde, wies bei der letzten Abrechnung eine Ausgabe von 493 353 Frank nach. Seither hat man von dem Rest nichts mehr gehört. Man weiß gar nicht, ob die verbleibenden zirka 1 200 000 Frank noch vorhanden sind. Die Intransigenten wollen jetzt, wie der »B. Ztg.« gemeldet wird, eine Untersuchung beantragen. Die mit der Weltausstellung 1878 verbundene Lotterie, nebst Versteigerung einiger Tausend nicht abgeholter Gewinne, hat einen Reinertrag von über sechs Millionen geliefert. Aber keine zwei Millionen sind für den ursprünglichen Zweck, Reisestipendien für Arbeiter zum Besuch der Weltausstellung, verausgabt worden. Auch die Subskription der französischen Frauen, zur Befreiung des Bodens mittelst Zahlung der Kriegsschuldigung, welche über sieben Millionen einbrachte, hat sich allmählich verkrümmelt. Eine erschöpfende Rechnungslegung hat nicht stattgefunden. Ähnlich steht es noch mit einer ganzen Reihe weniger beträchtlicher Sammelgelder. — Während alle Welt den Helldamm bewundert, mit dem sich die Barmer zigei Schwestern der Pflege der Cholera-

kranken in Marseille und Toulon widmen, trotzdem der Tod tagtäglich ihre Reihen lichtet, gibt es einen Menschen, der sich nicht erblödet, die größten Schmähungen gegen dieselben auszustößen. Und das ist kein Mann aus den untersten Klassen, sondern der Deputierte von Marseille, der fein gebildete Dichter Clovis Hugues. In seiner Eigenschaft als freidenkerischer Volksvertreter beschloß er in der verflochtenen Woche, nach einem guten Diner das Phosphorhospital zu besuchen. Unbekümmert um die Hausordnung wollte er in die Krankensäle eindringen, als ihm eine dienstthuende Schwester bemerkte, daß der Eintritt so ohne weiteres nicht gestattet sei. Der exaltierte Mensch und Poet beschimpfte die bestürzte Schwester mit den gemeinsten und unflätigsten Ausdrücken und setzt nun dieses rohe Gebahren auch noch in einem ihm ergebenden Winkelblättchen fort. Ein glänzendes Zeugnis ihrer aufopfernden Leistungen ist den Schwestern von dem freimaurenerischen Maire von Marseille ausgestellt worden. In einem offiziellen, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßten Schreiben an die Oberin bringt er im Namen der Stadt dem todesmutigen Opfergeiste seine Huldigung dar.

Die Gewalthaber des Königreichs **Italien** sind wirklich edle Leute — das muß ihnen selbst der Neid zugeföhren. Diesem Ausspruch werden gewiß auch die Leser dieses Blattes beipflichten, wenn sie erfahren, in welcher hochherziger Weise dieselben sich rächen für die Schlappen, die ihnen von allen Seiten in der auswärtigen Politik beigebracht werden und besonders für die Proteste der ganzen katholischen Welt gegen die Vergewaltigung der Propaganda. Ihren Grimm lassen sie die religiösen Orden entgelten. Zuerst haben sie den General der Dominikaner aus den wenigen und armseligen Zellen ausgewiesen, die man als einzigen Rest des herrlichen Klosters seinen Amtsvorgängern und den höchsten Ordensbeamten zum Gebrauch belassen hatte. Nur zehn Tage Zeit wurden jenem gegönnt, um für sich und sein Personal eine andere Wohnung zu finden und in der vorigen Woche mußte er ausziehen und den Regierungs-Kommissarien die bisher von ihm inne gehaltenen Räume überlassen, die nun vermutlich als Kumpfkammer dienen werden. Fast gleichzeitig wurde dem General der Franziskaner-Observanten ebenfalls angekündigt, daß er binnen einer bestimmten Frist den ihm bisher belassenen Teil seines Klosters räumen müsse. Dieser General war bereits im Amt, als das Bürgerrechtsgesetz erlassen wurde, welches ausdrücklich den damals amtierenden Generaloberen der Orden einen Teil ihrer Klöster beließ. Aber nun will man das Franziskanerkloster von Aracoeli dem Erdboden gleich machen, um an seiner Stelle das Denkmal für den König-Chrenmann Viktor Emanuel zu errichten und aus diesem Grunde muß der General, trotz des für ihn sprechenden Gesetzparagraphen, abziehen. Jedoch noch weit schlimmer ist das Vorgehen gegen die Redemptoristen. Der General-Prokurator dieses Ordens wurde in seiner Wohnung von Polizeischergen verhaftet, eine Zeitlang im Kerker gelassen, dann vor Gericht geschleppt und wegen angeblicher Fahnenflucht zu sechsmonatlicher Haft verurteilt. Erst nachdem der verhaftete Ordensbruder bei den oberen Gerichtsbehörden in energischer Weise vorstellig wurde, kam er zu seinem Recht und wurde freigesprochen.

Die katholischen Bischöfe **Englands** haben in den letzten Jahren mit Aufwand ansehnlicher Mittel Seminarier errichtet in Salford, Leeds, Birmingham, Glasgow und London, und Kardinal Manning hat vor wenigen Tagen in dem Priesterseminar zu Hammersmith (West-London) eine feierliche Kirchweihe vorgenommen. Ursprünglich stand an Stelle des gegenwärtigen Seminars ein Kloster der Benediktinerinnen, die 1685 auf Veranlassung der Königin Katharina von Braganza, Gemahlin Karls II., aus München nach London kamen. 1869 erwarb Erzbischof Manning dasselbe, ließ den Neubau des Seminars auführen und nahm vor einigen Tagen die Einweihung der neu erbauten stattlichen gotischen Kapelle vor. In der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Ansprache betonte der Kardinal, der Bau des Seminars habe 740 000, der Kapelle 80 000 Mark gekostet. Bedenkt man, daß diese hohen Summen nicht aus dem Staatsfädel, sondern aus Almosen fließen, dann empfindet man die Veruche, die anderwärts zur Unterwerfung katholischer Anstalten unter das Joch der Bürokratie gemacht werden, nur um so lebhafter.

In **Belgien** sind die neuen Kammern am vorigen

Dienstag zusammengetreten und haben die Wahlprüfungen fast ausnahmslos in der ersten Sitzung glatt und rasch erledigt. Das katholische Kabinett hat bereits mehrere Vorlagen eingebracht, welche bei den „Liberalen“ in und außer Belgien großen Spektakel erregen, obwohl sie sich als Gegenwirkung gegen die liberale Geleszmacherei ganz von selbst verstehen. Die erste betrifft die Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zum Heil. Stuhl, die andere ist ein neues Unterrichts-Gesetz. Von den 16 Paragraphen des letzteren beziehen sich die zehn ersten auf die Elementarschulen. Jede Gemeinde muß mindestens eine Elementarschule besitzen; durch königliches Dekret kann von der Errichtung einer eigenen Kommunalen dispensiert werden, wenn die Gemeinde eine anerkannte freie Schule adoptieren oder unterstützen will. Die Elementarschulen unterstehen der Gemeinde-Verwaltung, welche ihre Anzahl und die Zahl der Lehrer bestimmt; der Unterricht ist für arme Kinder unentgeltlich. Der Religions-Unterricht soll zu Beginn oder zum Schlusse der Klassenstunden erteilt werden; auf Verlangen der Eltern sind die Schüler von demselben zu dispensieren. Wenn die Gemeinde den Religionsunterricht nicht in ihr Programm aufnimmt, und mindestens zwanzig Väter schulpflichtiger Kinder ihn vergeblich verlangt haben, hat der Staat das Recht, eine oder mehrere freie Schulen der betreffenden Gemeinde, in welchen Religionsunterricht erteilt wird, zu subventionieren. Das Recht der Anstellung und Absetzung der Lehrer hat die Gemeinde, letzteres jedoch nur mit Einwilligung der Provinzial-Behörde. Das Schulaufsichtsrecht, das aber nicht auf den Religionsunterricht ausgedehnt werden kann, steht dem Staate zu. Normalschulen können errichtet werden vom Staat, den Provinzen, Gemeinden und Privaten. Staatsunterstützung kann eine Normalschule nur erhalten, wenn sie sich der Staatsaufsicht unterwirft. Dem furchtbar kostspieligen Schulschwandel der liberalen Aera wird durch diese Vorlage gründlich ein Ende gemacht werden.

## Kleine Chronik.

\* **Berlin**, 25. Juli. „Hier sind Sozialdemokraten zu verkaufen.“ Dieses Schild war vor einigen Tagen an einem Keller des Grünigen Weges 62 zu bemerken. Dieser Hinweis des daselbst wohnenden Fischhändlers Sch. auf seine Ware lockte eine derartige Menschenmasse an, daß die Passage gesperrt und der Geschäftsinhaber polizeilich aufgefordert werden mußte, das Schild zu entfernen. Mit den „zu verkaufenden Sozialdemokraten“ waren gekochte Krebse gemeint, die unter dieser „Firma“ reisenden Abgang fanden.

\* **Potsdam**, 25. Juli. Die Königl. Regierung von Potsdam hat unterm 18. d. Mts. eine Verfügung erlassen, in der es heißt: „Der Bedeutung entsprechend, welche die katholische Kirche dem Aschermittwoch und dem Allerheiligentag (2. November) beilegt, ordnen wir für die uns unterstellten katholischen Schulen beziehungsweise die katholischen Schüler, welche Schulen anderer Konfession besuchen, an, 1) daß in allen katholischen Schulen, an denen ein Schulgottesdienst eingerichtet ist, der Unterricht an diesen Festtagen von 8—9 Uhr vormittags ausfalle; 2) daß an katholischen Schulen solcher Orte, in denen ein Festgottesdienst stattfindet, die Zeit dieses Gottesdienstes ebenfalls freigegeben werde; 3) daß an evangelischen Schulen die katholischen Schüler zum Besuche des Gottesdienstes der beiden Festtage von dem Schulbesuche für die Zeit des betreffenden Gottesdienstes befreit werden.“

\* **Templin**, 23. Juli. Einen sonderbaren Selbstmord, der den Umständen nach nur im momentanen Wahnsinn verübt sein kann, unternahm am Montag der erwachsene Sohn eines hiesigen Ackerbürgers. Derselbe zog, vom Felde nach Hause gekommen, seine besten Kleider an, ging dann in den Stall, sattelte ein Pferd und ritt fort. In der Nähe des Rehower Sees wurde er von Feldarbeitern beobachtet, wie er das Pferd zwecklos umhertummelte. Pöblich gab er demselben kräftig die Schenkel und sprengte in den See hinein, wo Kopf und Reiter in der Tiefe verschwanden. Beide wurden später als Leichen gelandet.

\* **Dresden**, 26. Juli. Am Montag, den 4. August, findet die Feier des 50jährigen Priesterjubiläums des apostolischen Vikars zu Dresden, Defans des Domstiftes St. Peter in Bautzen, Franz Bernert, Bischof von Agout, statt. An dem in der katholischen Hofkirche abzuhaltenden Festgottesdienst werden die königlichen Majestäten, der gesamte Hof und die katholische Geistlichkeit Sachsens teilnehmen. Der Herr Bischof erfreut sich auch außerhalb der katholischen Kreise großer Beliebtheit.

\* **Chemnitz**, 26. Juli. Am Donnerstag abend fand hier in einem größeren Restaurationslokal eine geheime, von circa 100 Personen besuchte Versammlung der Anhänger der Sozialdemokratie statt, zu der sich auch ein hervorragender Führer derselben, Liebknecht, eingefunden hatte. Die Polizei sprengte indessen die Versammlung und verhaftete Herrn Liebknecht. Derselbe wurde am nächsten Tage der königlichen Staatsanwaltschaft vorgeführt. Von dieser ist er vorläufig aus der Haft entlassen worden.

\* **Bonn**, 24. Juli. Viele Hundebesitzer haben die Gewohnheit, ihre Tiere beim Baden mit ins Wasser zu nehmen. Diese Gewohnheit ist schon manchem verhängnisvoll geworden. Der Hund, besonders aber der treue Hund, glaubt seinen Herrn, sobald er ihn im Wasser herumplätschern sieht, in Gefahr und sucht auf jegliche Weise an denselben heranzugelangen. Bei diesem Beginnen kann ein weniger wasserfester Schwimmer durch die Bewegungen seines Tieres, welches ihm an den Leib will, in die größte Lebensgefahr geraten! Nicht alle denken daran, in solchen Momenten ihren liebgewonnenen Jagd- oder sonstigen Hund zu opfern, indem sie denselben kurz entschlossen beim Kopfe erfassen und so lange unter Wasser halten, bis das Tier machtlos geworden ist. In manchen Fällen ist es aber die einzige Rettung für den Menschen. Ein älterer hier lebender Herr erzählte der „Bonner Ztg.“ den Fall, daß sein treuer Jagdhund ihm in den Rhein nachsprang, an ihn heranschwamm und den bloßen Rücken des Schwimmenden mit seinen Potenzen zerkratzte, in der Absicht, auf seinen Herrn zu klettern. Der Schwimmer konnte sich nicht anders erwehren, wie auf oben beschriebene Weise. Das wertvolle Tier ging ihm bei dieser Gelegenheit allerdings nicht verloren; drei Wochen lang aber hatte er selbst an seinem Rücken zu turieren.

\* **Nachen**, 25. Juli. Das hiesige Landratsamt erläßt folgende Bekanntmachung: „In den letzten Tagen sind hieselbst junge Leute im Alter von 16 bis 18 Jahren, ohne Vorwissen ihrer Eltern, von auswärtigen Agenten angeworben resp. verlockt und nach Lüttich gebracht worden, um dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach der holländischen Kolonial-Armee zu überführen. Es werden deshalb die Angehörigen von jungen Leuten aufmerksam gemacht, letztere dringend zu warnen, den Verlockungen Folge zu geben, da ihnen im Falle der Anwerbung bekanntermaßen das traurigste Los bevorsteht und sie hier außerdem noch wegen Entziehung der Militär- resp. Wehrpflicht gerichtlich belangt werden.“

\* **Frankfurt a. M.**, 27. Juli. Das seltsame Schicksal, in der Gefängniszelle bestohlen zu werden, hat Kulan Bey, ein Unterhau des Schahs von Persien, erlebt. Derselbe estamotierte am 7. November v. J. bei dem Juwelier Kriechhoff in Magdeburg 50 Brillanten im Werte von 1500 Mark und bei dem hiesigen Juwelenhändler Löwenthal 322 Stück ungefaßter Brillanten im Werte von 9000 Mark. Drei Mitgefahrene des inzwischen verurteilten Juwelendiebes entdeckten, daß derselbe in seiner Matraße Wertgegenstände verborgen haben müsse, und benutzten seine Entfernung aus der Zelle zu einer Revision des Bettes. Sie fanden ein Päckchen, in Lumpen gehüllt, das etwa 300 Brillanten enthielt, die sie rasch unter sich teilten. Die That der drei wurde durch einen Zellengenossen verraten.

\* **Bamberg**, 25. Juli. Vor einigen Tagen meldete das „Bamberger Journal“: „Fürst Löwenthal ist Schulpatron. Es wird den Bewerbern um eine erledigte Schulstelle mitgeteilt, daß sie nur dann auf Berücksichtigung ihres Gesuches rechnen können, wenn sie aus dem bayerischen Lehrerverein austreten. Dem zweiten Lehrer eines Dorfes ließ der Fürst durch den dortigen Pfarrer einen Hebers vorlegen mit der Forderung, denselben zu unterschreiben, wenn er bei einer eintretenden Erledigung der ersten Schulstelle auf Präsentation rechnen wolle. Derselbe enthielt folgende drei Punkte: 1) Der zweite Lehrer verpflichtet sich, jährlich zweimal in der eigenen Pfarrkirche zu beichten und zu kommunizieren; 2) er muß sich bereit erklären, von jetzt ab eine von dem Pfarrer zu bestimmende ultramontane Zeitung zu abonnieren und zu lesen; 3) er hat von dem Tage der Unterzeichnung des Hebers an den Kirchendienst mit zu befragen, selbst abzusuchen und die Kirchengänge zu reinigen, hierdurch der Gemeinde ein gutes Beispiel zu geben.“ Die „Frankf. Ztg.“, welche Vorstehendes mit einigen Witzchen abdruckt, steht sich jetzt geübt, zu schreiben: „Wir werden von Herrn v. Hertling, dem Chef der Fürstlich Löwenthal'schen Verwaltung, erlucht, die von uns nach dem „Bamberger Journal“ gebrachte Notiz über das Verfahren des Fürsten zu Löwenthal als Schulpatron zu berichtigen. Wie Herr v. Hertling uns schreibt, ist diese Mitteilung vollkommen unwarh.“

\* **Von der Salzach**, 25. Juli. Unter den Priestern der Erzdiözese Salzburg, welche hener ihr fünfzigstes Priesterjahr zurücklegen, ist auch Herr Sigm. Hautaler, pensionierter Pfarrer in Salzburg. Bekanntlich verließ Kullmann am 13. Juli 1874 in Kissingen das Attentat auf den Fürsten Bismarck. Herr Hautaler hatte den jungen Menschen vorher nie gesehen und gesprochen, aber ein unglücklicher Zufall fügte es, daß er im Momente des verbrecherischen Unternehmens in der Nähe des Attentäters unter der Menschenmenge verweilte. Mit einem Male war der nichts ahnende Mann Gegenstand allgemeinen Unwillens und als der Mitterbergschiff an jener Unthat verdächtig sofort verhaftet, in polizeilicher Begleitung nach Schweinfurt abgeführt und einem strengen Verhör unterzogen. Die Untersuchung ergab sofort die volle Unschuld und Unbescholtenheit des Betroffenen. Er konnte unbehelligt die Rückreise in seine Pfarrgemeinde antreten, welche ihrem verehrten Seelenhirten einen glänzenden Empfang bereite.

\* **Paris**, 26. Juli. Trotz aller Cholerafurcht haben die Franzosen ihren guten Humor noch nicht verloren. Zeuge davon sind die verschiedenen Geschichten, in denen sich die Leute ergehen, um sich über allzu fürchtensame Gemüter lustig zu machen und dergleichen. So erzählt irgend ein Späßvogel von der italienischen Grenze: „Die trefflichen Italiener haben sich darauf verstanden, jeden Franzosen, der nach Italien hinein will, erst ärztlich untersuchen zu lassen. Gut. Auf irgend einer dieser Stationen, auf deren Quarantäne, Desinfektion und ärztliche Untersuchung sich vereinigen, hat Professor X., ein berühmter italienischer Arzt, den Dienst übernommen. Eines Tages, geraume Zeit vor der Abfahrt des Schnellzuges nach Rom, bringt man ihm einen Franzosen, der sich auf dem Perron des Bahnhofes herumgetrieben hat und nun schleunigst untersucht werden soll. „Haben Sie Schmerzen? Fühlen Sie sich irgendwie unwohl?“ fragt der Mann der Wissenschaft. Der Fremde deutet auf den Hals

Der berühmte Arzt untersucht die Gegend und stellt fest, daß der Franzose einen ganz vorzüglichen Hals hat. Der Franzmann klagt dann über Brust und Herz: der Professor konstatiert, daß diese Organe gesund und vollkräftig sind. So geht es eine Stunde lang weiter. Endlich ist der Franzose an Herz und Nieren geprüft und als ein außerordentlich gesunder Mensch erkannt worden. Er grüßt höflich und geht ab. Wenige Minuten darauf pfeift auch der Schnellzug nach Rom ab, und der Arzt glaubt seinen Franzosen in irgend einem Koupee erster oder zweiter Klasse auf dem Wege nach der ewigen Stadt. Er ist deshalb ziemlich erstaunt, den Sohn Galliens eine Stunde später in einem Kaffeehaus zu finden, wo er Eis schlürft. Der Italiener ist ein freundlicher und liebenswürdiger Mensch. Er setzt sich zu dem fremden Reisenden an den Tisch, und nun entspinnt sich folgendes Zwiegespräch: „Haben Sie den Zug verfehlt?“ — „Welchen Zug?“ — „Nun, den Zug nach Rom!“ — „Ich habe niemals daran gedacht, nach Rom zu fahren!“ — „Na . . . aber . . . wie sind Sie denn zur ärztlichen Untersuchung gekommen?“ — „Sehr einfach. Ich bin seit einigen Wochen hier als Kurgast. Ihr Name, Herr Professor, ist mir wohl bekannt, und ich wäre gern von Ihnen einmal gründlich untersucht worden. Da ich aber nicht gerade an Geldüberfluß leide, so war mir der Gedanke an die zwanzig Frank, die Sie für eine Untersuchung verlangen, recht peinlich. Ich beschloß deshalb, die Sache einfacher anzufangen und ging kurz entschlossen auf den Bahnhof. Sobald man meiner ansichtig wurde, ergriffen mich zwei Polizisten und schleppten mich zu Ihnen. Dank Ihrer liebenswürdigen und gründlichen Untersuchung weiß ich jetzt, daß ich ein kerngesunder Mensch bin.“ Der Professor soll ein recht seltsames Gesicht bei diesen Eröffnungen gemacht haben.

## Feuilleton.

7)

### Die Ruffentaufe.

(Nachdruck verboten.)

Novelle von F. v. Krechting.

(Fortsetzung.)

Niemand dachte dabei etwas Uebles und niemand machte ihm die Befugung streitig. Jetzt lebte er schon so lange Zeit daselbst, war noch viel älter und ruhebedürftiger geworden, hatte in der Zeit, wo Valerie im Kloster gewesen, noch ein Söhnchen erhalten, das jetzt hoffnungsvoll emporkam — kein Wunder, wenn er sich immer mehr in den Gedanken hineinlebte: Dir gehört Romanowo und keinem andern, und daß der Gedanke: einmal mußt Du wandern, wenn Valerie es will, völlig aus seiner Seele verschwunden war.

Lowin trat in die geräumige Vorhalle und fragte nach dem Schloßherrn.

„Seine Gnaden sind augenblicklich mit der Brennereinspektion beschäftigt,“ entgegnete der alte grauköpfige Diener, „werden aber bald zurückkehren. Soll ich den Herrn der gnädigen Fran melden?“

Lowin bejahte und wurde in den Salon geführt. Sein Herz pochte ein wenig, wenn er an die Aufnahme dachte. Faste er hier festen Fuß, so war auch sein Ansehen gefestigt, so konnte er sich eine gute Stütze für seine Pläne gewinnen.

Der Eintritt der Frau Natalie Koforeff unterbrach seinen Gedankengang.

Sie hatte eine mittelgroße zierlich gebaute Figur. Frau Natalie mochte 35 Jahre zählen, sah aber bedeutend jünger aus; sie hatte sich gut konserviert, würde der Schönheitskenner sagen. Die stahlgrauen Augen blickten jetzt lustig in die Welt, schienen aber auch unsäglich hart und unbarmherzig auszufragen zu können. Ein energischer Zug um den kleinen Mund deutete auf männliche Willenskraft hin. Und doch, wenn sie lächelte, wie eben jetzt, und ein paar reizende Grübchen auf den Wangen sich zeigten, atmete das blasse Gesichtchen nur weibliche Anmut. Ihr dickes kastanienbraunes Haar trug sie in einem zierlichen Häubchen zusammengehalten.

„Willkommen Herr Lowin,“ sagte sie ihm die Hand reichend mit freundlicher, klangvoller Stimme, wir haben schon von ihrer Anwesenheit gehört und ich freue mich, daß Sie uns schon so früh Ihre Aufmerksamkeit schenken. Sie bringen wohl recht viele Neuigkeiten aus Moskau?“

„Ja, gnädige Frau, zunächst schon dieses,“ erwiderte er, ihr mehrere Briefe überreichend.

„Mein Bruder schrieb mir vor kurzem über Sie. Sie können sich denken, welche Ueberraschung, als er sich nach Ihnen erkundigte. Noch mehr aber erstaunte ich, als er mir verbot, irgend jemanden etwas über Sie zu erzählen, außer Wassili Koforeff.“

„Er that dieses auf mein inständiges Bitten, gnädige Frau.“ „Ja, er schrieb, Sie würden bald herüberkommen und uns dann schon selbst Aufklärung geben. Darf man denn nicht wissen, was für ein Ge-

heimnis dahinter steckt. Sie haben wohl eine geheime Sendung erhalten?“

„Die gnädige Frau sind nicht so weit vom Richtigen entfernt. Doch möchte ich lieber, wenn es Ihnen nicht mißfällt, die wichtige Sache mit Ihnen und mit dem Herrn Major zusammenbesprechen.“

„D,“ lachte sie, „Wassili Koforeff hat wenig Interesse an Staatsfachen, wenn sie sein Denken zu sehr in Anspruch nehmen. Es sei denn, daß es religiöse Sachen beträfe, die Ausbreitung unserer Kirche, dafür interessiert er sich außerordentlich. Darum können sie auch kaum denken, welche Freude ihm ihr Uebertritt zu unserer Kirche gemacht, von dem uns mein Bruder ebenfalls vertraulich berichtete.“

Lowin begann es ungemütlich zu werden. Konnte nicht irgendwo ein Lauscher versteckt sein? „Ich möchte nicht, gnädige Frau,“ sagte er in leiserm Tone, „daß man hier etwas davon erführe; es würde nicht gut sein.“

„Allerdings,“ entgegnete sie heiter, „wenn's unsere Polen erführen, die würden Ihnen die Augen austragen. Lassen Sie es nicht den jungen Krasewski merken, der gerät schon außer sich bei dem Gedanken, es könne jemand seinem Glauben untreu werden.“

„Furcht ist es nicht, was mich zum Geheimhalten zwingt, Furcht vor dem am allerwenigsten,“ bemerkte in etwas gereiztem Tone Lowin. „Wieder der?“ dachte er.

Gerade wollte Frau Natalie etwas antworten, als der kleine Wassili ins Zimmer stürzte, der soeben mit seiner Begleiterin nach Hause gekommen.

„Mama! die bösen Enten haben die Pferde erschreckt. Wir wären bald alle ins Wasser gefallen, wenn nicht der Dimitry gekommen und sie festgehalten! Ja, und der Braune hat ihn dafür gebissen!“

„Was sagst Du, mein Kind?“ sprach die erbleichende Mutter. „Du in solcher Gefahr? Wo ist denn Valerie?“

„Sie wird gleich kommen.“ „Nicht schelten!“ bat der Knabe.

„Sie hätte mich sicher nicht ins Wasser fallen lassen.“

„Ich war zufällig Zuschauer der gefährlichen Lage, worin Ihr Kind geschwebt. Ich eilte mit größter Schnelligkeit zu Hilfe, aber es war mir ein anderer schon zuvorgekommen,“ sagte Lowin und erzählte dann in wenigen Worten das Ereignis.

Die Frau des Hauses horchte gespannt. Ihr Gesicht nahm einen ungewöhnlich harten Ausdruck an, der selbst Lowin auffiel.

„Diese wahnwitzige Valerie,“ murmelte sie, doch so, daß es ihr Gegenüber hören konnte, „ich werde es ihr eintränten!“

Dabei küßte sie den Knaben leidenschaftlich und strich ihm zärtlich die langen blonden Locken aus dem Gesicht.

Durch die leise sich öffnende Thür trat Valerie in den Salon. Lowin sah gespannt auf die Schloßherrin. Wenn er aber irgend eine stürmische Szene erwartet, so hatte er sich getäuscht. Wohl traf ein zorniger Blick die Eintretende, doch überraschend schnell nahm ihr Gesicht einen ruhigen, ja freundlichen Ausdruck an und kein Groll klang hindurch, als sie ihre „liebe Kousine“ mit dem Herrn Regierungsbeamten Lowin aus Moskau bekannt machte.

„Wie sich diese Frau vorstellen kann,“ dachte letzterer, „oder sollten andere Gründe vorhanden sein, die Frau Natalie Koforeff zwingen, ihre Nichte so freundlich zu behandeln?“ „Ich hatte schon die Ehre, das gnädige Fräulein am Teiche zu sehen, Vergnügen darf ich wohl nicht sagen,“ sagte er verbindlich.

„Eigentlich sollte ich Dir zürnen, Valerie, über die schreckliche Gefahr, worin Du Wassili gebracht?“ bemerkte Frau Natalie ihrer Nichte zulächelnd. „Wenn dem Kinde ein Unglück passiert, ich hätte nicht länger leben mögen.“

Ein spöttischer Blick aus dem dunklen Auge Valeriens streifte die Sprecherin. Eigentlich war sie empört über die rücksichtslose Einseitigkeit, mit der ihre Verwandte nur an die Gefahr ihres Kindes dachte und kein Wort der Teilnahme für sie hatte.

„Ich hatte im Augenblick der Gefahr Wassili schon emporgehoben und wollte mit ihm aus dem Wagen in das weiche Gras springen, als Herr Krasewski hinzukam. Wir würden keinen Schaden genommen haben, nicht wahr, kleiner Mann?“ sagte sie lachend zum Knaben, der ihr eifrig versicherte, er habe sich bei ihr garnicht gefürchtet.

Das Gespräch wandte sich auf allgemeinere Sachen. Lowin bemerkte trotz des freundlichen Entgegenkommens, welches Frau Natalie der jungen Dame zeigte, daß eine Antipathie zwischen beiden bestand, welche die lustige Valerie auch keineswegs so ängstlich verbarg, sondern von Zeit zu Zeit durch einen offenen spöttischen Blick, oder eine ironische Beantwortung der Fragen ihrer Tante bekundete. Zuletzt fühlte sich Frau Natalie durch die witzigen, selbst ein Lächeln des Gastes erregenden Bemerkungen Valeriens etwas geärgert und sie entfernte sich unter dem Vorwande, ihren Mann, der noch immer nicht erscheinen wollte, herbeizuholen.

Das noch eben vor übermütigem Lachen strahlende Gesichtchen Valeriens wurde plötzlich ernst.

„Herr Lowin,“ sagte sie schnell, „verzeihen Sie, wenn ich die Abwesenheit meiner Tante benutze, Sie um etwas zu fragen, was mir eingefallen, sobald ich von Ihrer Anwesenheit hörte. Sie kommen ja aus Moskau, verkehren in Beamtenkreisen, wie ich gehört, Sie können mir sicher sagen, was man in Regierungskreisen mit uns vorhat.“

„Wie meinen Sie das, gnädiges Fräulein?“ antwortete Lowin beunruhigt, da er meinte, ihr wäre sein Uebertritt schon bekannt. „So tief bin ich in Regierungsgeheimnisse nicht eingeweiht.“

„Dunkle Gerüchte schwirren hier in der Luft herum, daß man neue Verordnungen gegen uns Katholiken erlassen wolle. Der Gedanke ängstigt mich nun schon seit langem. Sie als Katholik werden das zu schätzen wissen. Hier im Hause habe ich niemanden, mit dem ich darüber sprechen kann; meine Tante lacht mich aus, wenn ich nur eine Andeutung mache und meint, junge Mädchen hätten sich mit solchen Gedanken nicht zu befassen. Meinem Onkel, so gutmütig er sonst ist, kann ich die geheime Freude am Gesicht ablesen. Zuweilen finde ich zu Hause keine Ruhe, es treibt mich ins Freie, wenn ich einige Stunden nachgedacht über das traurige Schicksal unserer Nation, die man nicht bloß leiblich, sondern auch geistig vernichten will. Darum fahre ich so gern durch unsere Heimatwälder und Felder, denn dann verliert sich die Angst, Gott könne das Verderben unseres lieben, schönen Polens zugeben!“

Ihr Auge blitzte, ihre vorhin blassen Wangen hatten sich leicht gerötet. Valerie war ein echtes Kind ihrer Heimat. Für alles Große, Edle, Erhabene leicht entzündet, hatte sie aus den stillen Räumen des ausländischen Klosters nur zwei Leidenschaften, die ihr Herz beinahe ganz ausfüllten, mitgebracht, begeisterte Anhänglichkeit an ihre Religion und Liebe zum Vaterlande, das nur mehr in ihrer Hoffnung und Erinnerung bestand, das keinen irdischen Boden mehr hatte. Von der momentanen Erregung ergriffen, hatte sie ganz vergessen, daß sie einem ihr Fremden gegenüberstand; ihr war es genug, daß er vermeintlich ein Katholik sei und darum stand er ihrem Vertrauen näher als ihre Verwandten. (Fortf. folgt.)

### Der Pfarrer von Couches.

Im Jahre 1793 war eines Tages in der Nähe von Couches, im Departement Saone et Loire, eine zahlreiche Gesellschaft bei einem Mahle versammelt. Das Gespräch drehte sich natürlich um die Tagesereignisse, um die der Guillotine Verfallenen, um den exilierten Adel und dessen gebrochene Schlösser, um den Sozialkommunismus, um die in Tanzsäle verwandelten Kirchen, um die zu Häusern der Prostitution degradierten Klöster und schließlich um jene Geistlichen, die sich weigerten, den von ihnen verlangten bürgerlichen Eid zu schwören, und die darum wie das Wild gehegt und niedergemacht wurden. Sämtliche Anwesenden waren blutrote Jakobiner, deren verwildertes Herz über den damaligen entsetzlichen Zustand, in welchem Frankreich sich befand, frohlockte. Unter allen zeichnete sich aber ein junges Weib aus — die Frau, in deren Haus die Schmauserei gehalten wurde. Sie überhäufte die Männer mit bitteren Vorwürfen, weil sie ihren Pfarrer, der sich vor den meineidigen und blutdürstigen Banditen und Schurken versteckt hielt, noch nicht ausgetrieben, verraten, vor das Blutgericht geschleppt und unter die Guillotine geliefert. Zugleich machte sie sich anheißig, diese Heldenthat zu vollführen. Und sogleich schreitet sie zur Ausführung dieser verruchten That. Sie veranlaßt ihren Mann, sich ins Bett zu

Dierzu eine Beilage.

legen und krank zu stellen, einem ihrer Verwandten aber befiehlt sie, die Gendarmen herbeizurufen, denselben ein Versteck in der Nähe des Bettes anzuweisen und ihnen im Namen des Gefektes zu befehlen, den herbeigerufenen Pfarrer zu ergreifen. Dann verläßt sie das Haus, geht, eine Laterne in der Hand, es war nämlich Nacht, in die Pfarrwohnung, heuchelt vor der Haushälterin des Pfarrers die tiefste Niedergeschlagenheit und bittet dieselbe, um der Barmherzigkeit Gottes willen, den Pfarrer herbeizurufen, damit er ihren sterbenden Mann verseehe. Da die Haushälterin die gottlose Person hinlänglich kannte, schöpft sie Verdacht und fürchtete, die heuchlerische Bitte möchte eine dem Pfarrer gestellte Falle sein, um ihn aufs Schaffot zu bringen, weswegen sie das Ansuchen höflich, aber entschieden ablehnte. Da fällt aber die räuberische und blutdürstige Heuchlerin auf die Kniee nieder, hebt die Hände empor, bricht in Thränen aus, jammert wie eine Verzweifelte und beschwört die Haushälterin, um des Blutes Christi willen, sich zu erbarmen, und ihren sterbenden Mann nicht des Trostes der heiligen Sakramente zu berauben. Ja, sie erklärte die Haushälterin dafür verantwortlich, wenn ihr Mann unversehen sterben müßte und etwa aus diesem Grund verdammt werden sollte. Und diesen Thränen, Bitten und Aengstigungen ihres Gewissens kann die Haushälterin nicht widerstehen. Sie geht also zu ihrem Herrn und benachrichtigt ihn von dem dringenden Begehren des gottlosen Weibes. Der Pfarrer verläßt hierauf sogleich sein Versteck und eilt zu dem Sterbenden, um ihm die heiligen Sakramente zu spenden, obgleich er wohl weiß, daß die regierenden Henkersknechte darauf die Todesstrafe gesetzt. Er betritt ohne Mißtrauen und Argwohn das Zimmer, in welchem der vorgeblich Todtente liegt, und die Häsher verborgen sind. Liebevoll und väterlich redet er sein Pfarrkind an, allein er erhält keine Antwort. Er ergreift dessen Hand, um den Puls zu fühlen, doch der Puls steht still — der Mann ist tot. Wehmütig sagt er darum zu dem arglistigen Weib, dessen Augen unheimlich funkelten und triumphierend das Opfer des schändlichen Verrats gleichsam verschlangen: „Sie haben mich zu spät gerufen, denn ihr Mann ist tot!“ Entsetzt und wie vom Blitz getroffen, stößt das höllische Weib einen Schrei der Verzweiflung aus, und in demselben Augenblick treten die Gendarmen aus dem Versteck hervor, um den Priester zu verhaften. „Was soll das?“ sagt gefaßt der Diener Gottes, als er der Gendarmen ansichtig wurde. „Man hat mich also in einen Hinterhalt gelockt, um mich zu verderben. Gott verzeihe Ihnen ihre schwarze That!“ Der Kommandant tritt hierauf vor den heldenmütigen Priester und sagt, tief erschüttert durch die grauenhafte Szene, die vor seinen Augen spielt, angesichts des entseelten Verräters, den Gottes Hand so schrecklich gezeichnet, angesichts des nichtswürdigen Weibes, das heimtückisch und kalt berechnend den eigenen Seelsorger unter das Weil liefern wollte, und angesichts des edelmütigen, unerschrockenen Dieners Gottes: „Nein, nein, wir streben Ihnen nicht nach dem Leben! Dazu sind wir allerdings gekommen, aber jetzt setzen wir unser Leben für Sie ein; denn wir erkennen in dem ganzen Vorfall Gottes rächende Hand. Gott hat hier gerichtet! Dieser Mensch hier war vor einigen Augenblicken noch gesund, lachte und scherzte mit uns, allein seit dem Augenblick, da er Ihre Tritte hörte, gab er kein Lebenszeichen mehr von sich. Fliehen Sie also, edler Mann, und verbergen Sie sich vor dieser Hyäne, die Ihnen nach dem Leben strebt; vor uns aber haben Sie nichts zu fürchten!“ Anno 1846 war derselbe Priester noch Pfarrer in Couches, und wenige Jahre nach diesem erzählten Vorfall starb der Kommandant, der ihm das Leben gerettet hatte, in demselben Couches. Und die blutdürstige, entmenschte Frau? — Gottes Strafgericht traf auch sie. Viele Jahre schleppte sie ein elendes Dasein hin. Sie verfiel in drückende Armut und wurde von der schrecklichen, unheilbaren Krankheit des Krebses befallen. Und wer hat sie viele Jahre lang besucht, getröstet, gepflegt und unterstützt? Niemand anders als derjenige, den sie auf so raffinierte, teuflische Weise unter's Weil der Guillotine liefern wollte, — ihr verräterer Pfarrer!

Was die Liebe vermag.

(Fortsetzung.)

II.

„Du nimmst also teil an dem neuen Feldzug?“ sagte endlich Frau v. Turgis zu ihrem Sohne, als sie sich nach den ersten, dringenden Fragen und deren Beantwortung an den Tisch gesetzt hatten.

„Ja, meine Mutter,“ antwortete er; „bei der ersten Nachricht hiervon hatte ich mich an einige Edelleute angeschlossen, die wie ich von der Armee des General Charette übrig geblieben waren; wir vereinigten uns mit der Abteilung des Herrn v. Sombreuil, ich hatte die Ehre, unter seinem Befehle zu kämpfen; ich habe die Schlacht von Quiberon mitgemacht, eine der schrecklichsten, welche je stattgefunden. Auf der einen Seite General Hoche an der Spitze seiner republikanischen Banden, die schon am Rhein und an der Maas gekämpft hatten, auf der anderen Seite die Königlich, das alte Frankreich, repräsentiert durch seine edelsten und ruhmvollsten Geschlechter. Die mit uns verbündeten Emigrierten hatten die Festung Penthièvre besetzt, welche den Eingang der Halbinsel Quiberon bildet. Am Fuße der Festung wurde vier Tage lang gekämpft, auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit; nichts wollte sich entscheiden, — da überlieferte schändlicher Verrat die Festung den Republikanern und unsere Truppen sahen sich eingezwängt zwischen das sturm- bewegte Meer und die Heersäulen Hoche's, welche mit unwiderstehlicher Macht sich heranwälzten. Welch' ein erschütternder Anblick, dieser verzweifelnde Menschenknäuel, welcher, zwischen Bajonette und die Wogen des Meeres gedrängt, nirgend's mehr einen Zufluchtsort hatte. Die Flotte der Engländer, welche sie an's Land gesetzt hatte, rührte sich nicht von der Stelle. Ich habe Männer gesehen, welche, wütend über den doppelten Verrat, sich in ihr eigenes Schwert stürzten; andere verbanden ihren Pferden die Augen und nötigten sie, sich mit ihnen ins Meer zu stürzen . . .“

„Aber du — du, mein Sohn, wie bist du entkommen?“

„Die Abteilung des Herrn v. Sombreuil deckte die Landung; wir suchten unsere unglücklichen Brüder zu verteidigen, welche endlich in den von der Flotte, leider viel zu spät, ausgesendeten Booten Aufnahme fanden. Wir kämpften, so lange wir konnten, allein unsere Rettung war nicht möglich, wir mußten uns ergeben; Sombreuil bot sein Leben an für die Freiheit seiner Waffenbrüder, man nahm seinen großmütigen Vorschlag nicht an; wir wurden umzingelt und nach Auray geführt und dort in die zu Gefängnissen umgewandelte Kirche geworfen. Einige von uns konnten in dem allgemeinen Getümmel entkommen . . .“

„Und du bist entkommen? O Gott sei Dank!“

Franz neigte errötend das Haupt; seine Schwester schaute ihn an.

„Und werden diese unglücklichen Gefangenen ausgepöfert werden?“ fragte Adelsheid.

„Das ist unzweifelhaft.“

„Trotz der Kapitulation auf offenem Schlachtfelde?“ rief Marie bewegt aus.

„Hoche würde sie respektieren,“ antwortete Franz, „aber Taillien ist da. Doch, lassen wir diese traurigen Erinnerungen, denken wir nur daran, daß wir wieder beisammen sind — o wie glücklich bin ich, euch wieder zu sehen!“

„Und du sollst uns nicht mehr verlassen,“ sagte Frau v. Turgis mit Wärme; „wenn es nötig ist, werden wir dich in dem Schlosse zu verbergen wissen, daß niemand dich finden soll, und käme eine ganze Armee, das Schloß zu durchsuchen. Und es werden doch wohl auch wieder bessere Zeiten kommen; der allgemeine Friede wird in Bälde abgeschlossen werden, das ist die allgemeine Meinung, und dann will ich noch die Wünsche meines Herzens verwirklicht sehen.“ Sie betrachtete Franz und Adelsheid, welche errötend die Augen niederschlug. „Dann wollen wir vereint und glücklich in diesem Hause leben, wo ich und dein Vater so schöne, ruhige Tage verlebt haben . . . wir wollen Gutes thun, wozu wir in diesen Tagen der Not und Betrübnis so viele Gelegenheit haben; und der Friede wird ja auch wiederkehren und es wird dann alles glücklich sein.“

Franz versuchte zu lächeln, aber seiner Schwester entging nicht der schmerzliche Ausdruck seines Gesichtes

bei diesem Versuche; doch bezwang er sich und drückte die Hand seiner Mutter: „Wenn euer Glück nur von mir abhängt . . .“

„Nur von dir, mein Sohn! Eben deshalb sei klug und vorsichtig und es wird alles nach Wunsch gehen. — Aber du bist müde, vom Regen durchnäßt, und die Uhr weist bereits auf elf; so groß meine Freude ist, dich wieder zu sehen, so wenig möchte ich dir die so nötige Ruhe entziehen; schlaf' wohl, mein Kind, morgen sehen wir uns ja wieder!“

„Willst du mich wirklich schon verlassen?“

„Ja, ja, du bedarfst der Ruhe; morgen wollen wir mehr plaudern.“

Der junge Mann schien ungern zu gehorchen; er ging noch ein paar Mal in dem Zimmer auf und ab, betrachtete die Gemälde, die Möbel, die er als Kind schon gesehen und die er alle noch am nämlichen Platze fand; er neigte sich über die Stiefelei Adelsheids:

„Ist das für mich, Bäschen?“ fragte er halblaut.

„Ja,“ sagte sie, „wir arbeiten alle für dich; sieh' dort die Strümpfe, welche Tante strickt, und hier das schöne Hemd, welches Marie in Arbeit hat . . .“

„Meine gute Marie!“ sagte Franz, indem er sich an seine Schwester wandte und mit ihr einen Blick zärtlichster Liebe wechselte. Aber Marie zitterte; hatte sie recht gesehen oder war es Täuschung der Sinne — sie glaubte das Auge des Bruders von einer zurückgehaltenen Thräne umschleiert. Dieser jedoch wandte sich schnell ab und näherte sich der Mutter; treu einer alten frommen Gewohnheit der Familie kniete er vor ihr nieder, ebenso Marie und Adelsheid, und alle drei empfingen den mütterlichen Segen.

„Gott sei mit dir, mein lieber Sohn!“ sagte die alte Frau mit bewegter Stimme, „und gepriesen sei Er, der dich aus so vieler Gefahr errettet hat! Herr, unser Gott, wache über uns! Heilige Jungfrau, bitte für uns!“

Franz erhob sich, umarmte seine Mutter, drückte seine Schwester ans Herz, wünschte Adelsheids gute Nacht und entfernte sich schnell, wie ein Mann, der eine übermenschliche Anstrengung gemacht hat. Frau v. Turgis und Adelsheid zogen sich in ihre Zimmer zurück; Marie, welche noch dieses und jenes im Zimmer zu ordnen hatte, empfand ein besonderes Gefühl, es war aber nicht das der Freude; ja, je länger sie verweilte, je stärker stiegen düstere Ahnungen in ihr auf: „Sollte mein Bruder in Gefahr schweben?“ sprach sie zu sich selbst; „ich weiß es nicht, aber ich bebe vor Angst.“ Sie besand sich auch in der That in jener ängstlichen, niederdrückenden Stimmung, welche so häufig der Vorbote großen Unglücks ist. Sie stieg langsam die Treppe hinauf und begab sich in ihr Zimmer; dort angekommen, empfand sie ein Verlangen, ihren Bruder noch einmal zu sehen. Ein alter Balkon vereinigte ihre beiden Zimmer; sie öffnete behutsam die Glasthüre und trat leise gegen das Zimmer vor, wo Franz schlief. Die Vorhänge waren offen und gestatteten einen Blick in das friedliche Gemach, welches dem Ermüdeten nach so langer Zeit der Unruhe und Strapazen wieder einmal eine ruhige Nacht gewähren sollte. Franz war noch nicht im Bette, er kniete auf dem Boden, nicht weit von dem Fenster, und hielt in seinen Händen ein kleines, in roten Sammet gebundenes Buch; Marie erkannte dasselbe, es war das Gebetbuch, welches er zur ersten hl. Kommunion erhalten hatte; er betete mit halblauter Stimme, Marie horchte — es waren die Gebete für Sterbende, welche er mit Inbrunst las! Als er zu Ende war, nahm er vom Kamine eine kleine Weckuhr, zog sie auf und stellte sie auf sein Nachttischchen; sein ganzes Wesen, alle seine Bewegungen waren ernst und ein unbeschreiblich trauriger Ausdruck lag auf seinem Gesichte. Die Schwester wagte nicht, ihn zu stören, sie zog sich auf ihr Zimmer zurück. Kaum dort eingetreten, hörte sie leise an die Thüre klopfen; sie öffnete und der alte Diener trat ein, bleich wie der Tod und an allen Gliedern zitternd.

(Fortf. folgt.)

Das schonungsvoll behandelte Gebetbuch.

Eine fromme Mutter, die Witwe war, gab ihrem Sohn ein nagelneues, reichgebundenes Gebetbuch mit nach Konstanz, wo er am dortigen Gymnasium studierte,

und hat ihn mit mütterlich besorgtem Herzen, dasselbe doch jeden Tag beim Gebete zu benutzen. Der Sohn verspricht. Doch wer kennt derartige Studentenversprechungen nicht! Nach etwa einem halben Jahre besuchte die Mutter ihren Sohn, und eine ihrer ersten Fragen betrifft das tägliche Gebet und die Benutzung des ihm geschenkten Gebetbuches. Der Sohn beteuert bei seinem „cerevis“ (heißt eigentlich Bier, bedeutet aber in der Studentensprache soviel als: Ehrenwort, wahrscheinlich weil ungeheuer Bierverteilung eine Ehrensache eines jeden „braven“ Studenten ist) täglich in demselben gebetet zu haben. Die Mutter mißtraut jedoch dieser Beteuerung, nimmt das Gebetbuch vom Bücherschafte, bläst den dicken Staub von demselben, wobei sie ihren Sohn streng und strafend mit ihrem Blick fixiert, und öffnet dann dasselbe behutsam. Sie findet aber alle Blätter blendend weiß und ohne Spur eines täglichen Gebrauchs, und darum will sie durchaus nicht an den Gebetsseifer ihres Sohnes glauben. Der Sohn läßt sich aber durch die von der Mutter ins Feld gerückten Beweise: den Staub und die makellose Reinheit des Gebetbuches, nicht irre machen und das Konzept verrücken; er behauptet vielmehr led, daß die Makellosigkeit des Buches so zu erklären sei: er habe sich bei dem täglichen Gebrauch des Gebetbuches aus Respekt und Ehrfurcht vor demselben, und um es als ein Geschenk seiner teuren und lieben Mutter zu schonen, aufs sorgfältigste vor Verunreinigung durch beschmutzte Finger gehütet. Da zieht aber die kluge Mutter zwischen den Blättern des Gebetbuches einen preußischen Thalerschein hervor, den sie zur Prüfung ihres Sohnes vor einem halben Jahr in dasselbe gelegt hatte, und hält denselben dem frechen Lügner als vollgültigen Beweis der jungfräulichen Unversehrtheit des Gebetbuches vor die Augen. Da kam dem durstigen Studio auch die Neue zu spät, und als die bekümmerte Mutter sich von ihrem lockeren Sohne getrennt, durchblättert er thalergierig das ganze Gebetbuch, allein vergebens — der enttäuschte, durstige Musesohn findet in demselben nur trockene Gebete, aber keine Thalerscheine. Ja, ja, wenn die Blätter des Gebetbuches aus Banknoten und verfallenen, einlösbaren Kupons beständen, oder wenn zwischen den Blättern desselben sich Schatzscheine und Prioritäts-Obligationen befänden — ja — welche reißenden Absatz fänden sie dann! Zahllos wären ihre entusiasmirten Verehrer, und alle Welt riffe sich um ihre Episteln und hielte steif und fest an ihren Evangelien — so aber: da das Gebetbuch bloß bittere Bußzähren, heiße Liebesseufzer, demütige Bittgesuche um Erbarmen, scharfe Veto für alle Todsünden und zahllose Steckbriefe gegen Verbrecher und lauter Anweisungen auf den Himmel und Kreditbriefe der himmlischen Generalschuldentilgungskasse, und Rentenscheine, die erst nach dem Tod vom Bankhaus „Redemptor mundi“ eingelöst, vergoldet und versilbert werden, enthält — darum zum Henker mit diesem wertlosen Papier und dieser mageren Kost!

### Fingerzeige für die Obsternte.

Man glaubt vielfach, alle Früchte eines Baumes auf einmal abnehmen zu können, was aber fehlerhaft ist, da selbstverständlich außen und freihängende Früchte viel früher reifen, als beschattete. Es sollte also nur ein Baum in gewissen Zwischenräumen auf zwei- oder dreimal abgeerntet werden. Werden die Früchte mit dem Fruchtpflücker gepflückt, so sieht man vielfach, daß der Luftfangesack immer vollgepflückt und dann erst ausgeleert wird. Der ganze Zweck des Pflückens wird aber dadurch vereitelt, indem jede nachfolgende Frucht, auf die bereits gepflückte fällt und auf diese Weise alle Früchte Flecken bekommen. Jede Frucht muß einzeln abgepflückt und dann sorgfältig in einen mit einem Tuche ausgelegten flachen Korb gelegt werden. Wird Obst von den Bäumen geschüttelt, so wird auch meistens das Ausbreiten von Stroh oder Strohmatten vergessen und so lange auf einer Seite geschüttelt, als noch eine Frucht oben ist, wobei dann die herabfallenden Früchte auf einander fallen und oft ganz zerplatzen. Ist eine Menge Früchte herunter, so muß mit dem Schütteln immer so lange innegehalten werden, bis dieselben ausgelesen sind. Ebenso muß das Schütteln ganz ausgelesen und erst nach einigen Tagen wiederholt werden, wenn Blätter oder gar ganze Fruchtzweige mit den Früchten herabfallen. Am ärgsten verständigigt man sich aber bei der Ernte an den armen Rußbäumen, auf

die so lange mit Stangen eingeschlagen wird, bis die letzte sichtbare Nuß herunterfällt. Dabei werden aber so viele junge Zweige mit abgeschlagen, daß man buchstäblich unter solch' abgeernteten Bäumen oft kaum mehr gehen kann. Gerade aber diese Zweige würden aus ihren obersten Augen im nächsten Jahre wieder Triebe, Fruchtanfänge hervorbringen, und so schneidet sich der betreffende Baumbesitzer durch sein barbarisches Vorgehen ins eigene Fleisch. Also den Baum auf zwei- bis dreimal abgeerntet und mehr durch Schütteln als durch Schlagen und es wird der Baum und nächstjährige Fruchtanfänge nicht geschädigt.

### Der verblüffte Advokat.

In einer Stadt jenseits des Rheins, im Rheinbayerischen, lebte ein Advokat, der, einer Bremsen oder Hornisse ähnlich, alles Katholische umschwirte und mit Spott und Hohn, mit Lüge und Verleumdung verfolgte. Der katholische Geistliche und die Beichte standen im Programm und auf der Proskriptionsliste jenes Religionspöters und Pfaffenfeindes oben an. Einst, es war in der heiligen Fastenzeit, klopfte es an der Thüre des Geschäftszimmers des erwähnten Advokaten. Auf den Ruf: „Entrez!“ öffnet derselbe oft geschmähte, verhöhnte und verleumdete Pfarrer die Thüre und tritt grüßend ein. Verblüfft erhebt sich der Advokat, geht einige Schritte dem Pfarrer entgegen und spricht: „Was ist gefällig?“ Hierauf erwidert in ernstem, feierlichen Ton der würdige Seelsorger: „Sie haben die Wiedererstattung dieser Summe einzig und allein der von ihnen schon so oft geschmähten und gelästerten Beichte zu verdanken. Was kein Paragraph Ihres Strafbuches, was kein Justizbeamter und kein Gefängnis vermocht hätte, das vermochte, wie Sie sehen, die Beichte. Möchten Sie daher in Zukunft dieses heilige Institut, schon um seiner Folgen und Wirkungen, um seines Nutzens und Vorteils willen, nicht mehr schmähern, um so weniger, Herr A., da Sie ein getaufter Katholik sind, entschieden gläubige Eltern hatten und dem Sacramente der Buße gegenüber ernste Verpflichtungen haben. Behüte Sie der liebe Gott!“ Voll Staunen und Bewunderung sah der Advokat bald die Geldrollen an, bald nach der Thür, durch die der Pfarrer verschwunden war. Er war wie vom Himmel gefallen, er wußte nicht, wie ihm geschah. „Ja!“ dachte er, „vielleicht ist's nur Schabernak! Der Jesuit hält mich am Ende zum besten! Am Ende enthalten diese Rollen Eisen oder Blei! Mord und Brand, wenn das wäre!“ Hastig reißt er sie auf, und was rollt heraus? Lauter blanke Fünfsfrankenhaler — 32 Stück aus jeder Rolle — netto 149 Fl., nebst einem bayerischen Guldenstück. „Also Wirklichkeit! Keine Täuschung! Und um dieses Geld hat mich ein Schurke gebracht, den nur die Beichte zum Wiedererfasse bewegen konnte! 's muß doch was an der Beichte sein!“ Jawohl, ist was d'ran, und noch Größeres, als 150 Fl., hängt d'ran: Himmel und Hölle hängen d'ran, ewige Seligkeit und ewige Verdammung hängen d'ran — für Millionen Seelen! Von jener Zeit an ist der erwähnte Advokat nie mehr über Beichte und Priester losgezogen; ja er kam bisweilen in die Kirche, und auf die nächsten Ostern hat er seinem Pfarrer am hellen Tag gebeichtet, und ich wette: gut gebeichtet, denn wenn einmal von dieser Sorte sich einer, auf solchen Anlaß hin, zum Beichten versteht, so ist's ihm ernst.

### Vermischtes.

**Die gegenwärtige Stärke des deutschen Volkes.**  
Nach der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1880 gab es im Deutschen Reich 45 234 000 Köpfe; die Zunahme von 1875 bis 1880 betrug pro Jahr rund 500 000 Köpfe. Für die Zeit vom 1. Dezember 1880 bis 1. April 1883 wird die Bevölkerungszunahme im Deutschen Reich nur auf ungefähr 900 000 geschätzt werden können, da der Geburtenüberschuß geringer, die überseeische Auswanderung aber stärker gewesen ist, als von 1875 bis 1880. Demnach würde jetzt die Volksmenge im Deutschen Reich ungefähr 46 140 000 Köpfe betragen. Von diesen bekennen sich 3 140 000 zu einer anderen Mutterprache als der deutschen, nämlich 2 460 000 Polen, 140 000 Littauer, 60 000 Tschechen, 140 000 Dänen, 220 000 Fran-

zosen und Wallonen, und 120 000 Wenden. Die Zahl der Deutschen im Deutschen Reich würde mithin gegenwärtig rund 43 Millionen betragen. In ganz Oesterreich-Ungarn leben reichlich 10 Millionen deutsches Volk. In der Schweiz sprechen 2 Millionen und in Rußland eine Million deutsch. In Luxemburg und Belgien wohnen 250 000 Deutsche, in Rumänien und der Balkanhalbinsel etwa 50 000. In Italien und zwar in den deutschen Gemeinden am Südrande des Monte Rosa und im Tosathale wie auch in den Trebeci Comuni, den Sette Comuni und in den Dörfern Timan, Sauris-Jahre und Sappada Bladen reden heute noch etwa 150 000 Bewohner den deutschen Dialekt. Rechnet man nun noch die zahlreichen Deutschen in den größeren Städten Englands, Frankreichs u. h. zu, so ergibt sich für ganz Europa eine Zahl 565 — 57 Millionen Deutschen. In Amerika werden schwerlich weniger als acht Millionen deutschsprechende Bewohner sein; in Brasilien 150 000, in Australien gegen 200 000 und im Kaplande etwa 10 000. Werden nun auch die Deutschen in Betracht gezogen, die in kleinerer Zahl fast über alle Länder der Erde zerstreut sind, so wird die Annahme der Wahrheit so nahe kommen, daß gegenwärtig 65 — 66 Millionen Menschen, also der 22. Theil der gesamten Bevölkerung der Erde, sich der deutschen Sprache als Umgangssprache bedienen.

### Wie man Wasser — kochen kann.

Würde man an irgend eine Hausfrau die Frage richten: „Madame, wissen Sie, wie man Wasser kocht?“ so würde die Madame entweder die Frage für eine Beleidigung oder den Fragesteller für verrückt halten. Und doch wagen wir zu behaupten, daß es nur sehr wenige Hausfrauen gibt, die wissen, wie man Wasser kocht. Charles Delmonica, der berühmte Newyorker Restaurateur, erklärt nämlich: „Das Geheimnis des Wasserkochens besteht darin, daß man frisches Wasser in einen sauberen, gut durchwärmteten Kessel gießt, das Wasser schnell sieden läßt und es dann für Thee oder Kaffee benutzt, ehe es verdorben ist. Läßt man dagegen das Wasser verdampfen und brodeln, bis alles gute Wasser als Dampf durch die Luft fliegt, und nur der mit Kalt und Eisen versetzte Niederschlag übrig bleibt, dann kann kein gesundes Getränk aus demselben zubereitet werden. Solches Wasser ist gesundheitsgefährlich und sollte unter keinen Umständen benutzt werden.“



Müller: Rec, diese kulturpaukerischen Nationalliberalen! Wenn man anseht die bevorstehenden Reichstagswahlen ihre Schwadronäre so großmüthig Hebe nach rechts und links — seien die „konservativ-ultramontanen Reaktionen“ und seien die „fortschrittlichen Republikaner“ — austheilen sieht, dann muß man ja lachen, der nationalmissereable Reichnam sei wieder lebendig geworden und sitze wieder fest oben auf.

Schulze: Davor werden sie bei der Wahl aber auch gründlich durchfallen.

Müller: Woso?

Schulze: Weil sie zwischen zwei Stühlen sitzen.

Müller: Du wirst wohl bei der Richtige getroffen haben.

### Lokales und Provinzielles.

Die Vorbereitungen für die Versammlung der Katholiken Schlesiens werden rüstig betrieben. Namentlich hat sich das Wohnungskomitee definitiv konstituiert. Den Vorsitz desselben hat wiederum, wie in den Jahren 1872, 1874 und 1880 Herr Kaufmann Kockel übernommen, dessen Erfahrungen auch diesmal für eine glückliche Lösung der schwierigen Aufgaben des Komitees bürgen. Für das Empfangs- und Begrüßungsbüreau, dessen Organisation ebenfalls zu den Aufgaben des Wohnungskomitees gehört, haben bereits eine ganze Reihe namhafter Herren aus dem geistlichen und Laienstande ihre Mitwirkung zugesagt. Wie in früheren Jahren, wird sich das Komitee auch anlässlich der in diesem Jahre bevorstehenden Versammlung zunächst mittels öffentlichen Aufrufes an die katholischen Hausstände Breslauer wenden und dann auch mit speziellem Ersuchen an die Thüre klopfen, deren bereitwilliges Öffnen durch die Erfahrungen bei früheren Katholikerversammlungen und durch den Opferfinn der Betreffenden gesichert ist. Eine sorgfältige Bear-

beitung der Wohnungsfrage erscheint diesmal um so mehr geboten, als der gleichzeitig treffende Breslauer Herbstmarkt ohnedies eine starke Fremdenfrequenz mit sich bringt. Dem Vorsitz des Lokalitäten- und Festlichkeitskomitees hat zunächst Herr Rechtsanwalt Sächler übernommen, für welchen, rüch-sichtlich der jetzigen Lückenweisenden Reisesaison, später Herr Landesältester Croce eintreten wird.

Zum Jubiläum des Prälaten Professor Dr. Lämmer, welcher, wie in der letzten Nummer des „Sonntagsblattes“ gemeldet, allen Oratorien durch seine Abreise nach Finksteden in Oesterreich-Schlesien ausgewichen war, schreibt man uns unter dem 24. d. Mts. von dort: Seit vor 25 Jahren empfing der Domscholastikus an der Breslauer Kathedrale, Herr Prälat Professor Dr. Lämmer zu Frauenburg von dem Weihbischof Dr. Frenzel, einem geborenen Schlesiener, die Priesterweihe. Die Demut ließ den Jubilar hoffen, daß niemand von dem Gedenktage des in der Ferne Weilenden Notiz nehmen werde. Die Liebe seiner ungezählten Verehrer, seiner früheren und gegenwärtigen Zuhörer aber folgte ihm nach in das stille Thal am Fuße des Altvaters. Eine Flut von Briefen, darunter ein überaus herzliches Gratulations-schreiben des Hochw. Herrn Fürstbischofs verkündigte in der verschiedensten Form die Wünsche derer, welche nicht persönlich erscheinen konnten; zwei Domherren überbrachten die Glückwünsche des Breslauer Kapitels; die gegenwärtigen Zuhörer überreichten dem gefeierten Lehrer ein kostbares Missale, und die ehemaligen Schüler einen Kelch und den Grundstock eines Stipendiums, dessen Zinsen einem Theologen zufließen sollen, der den Dostorgrad erringen will. Von dem Jubilar gilt, was einst Melchior von Diepenbrock von Bischof Wittmann sang: „Ihn beschweren alle Ehren“, die Gratulanten aber hielten es für eine angenehme Pflicht, die gebotene Gelegenheit zu benutzen, um denjenigen zu ehren, welchen die Vorhebung mit außerordentlichen Talenten geehrt und den hohe und höchste Behörden mit Würden und Ehren der verschiedensten Art ausgezeichnet haben.

Wir meldeten schon früher, daß der Königl. Musft.-direktor Bräuer nach Niederlegung seiner Aemter als lang-jähriger Gefanglehrer des St. Matthias-Gymnasiums und Chorbrigade von St. Dorothea hiersebst sich mit der Absicht trage, noch als siebzehnjähriger Greis in den Jesuitenorden einzutreten. Wie man uns aus Krakau mitteilt, hat derselbe seinen Voratz nunmehr ausgeführt und ist vor kurzem in das Noviziat des Jesuitenkonvents zu Starawies (Galizien) aufgenommen worden. Herr Bräuer, dessen die ehemaligen Schüler des Matthiasgymnasiums wohl ohne Ausnahme als strengen, aber gerechten Lehrers und als väterlichen Freundes in dankbarer Erinnerung gedenken, folgt dem Beispiele seines Sohnes, der seit vielen Jahren als würdiger Priester der Gesellschaft Jesu angehört.

Aus Marseille erfahren wir, daß die Begräbnis-sätte der Breslauer Ursulinerinnen, für welche in unserer Zeitung zu milden Beiträgen aufgefördert wurde, am 24. d. durch den Oberen des Klosters, Herrn Generalvikar Papan d'Augery, benediziert worden ist. Der Wunsch unserer Ursulinerinnen ist also in Erfüllung gegangen. Herzlichen Dank allen den Wohlthätern, welche zu diesem Liebeswerk beigetragen haben! Der Marzeiller Ursulinenkonvent wird im Gebet sich ihrer nicht vergessen. Gedenken auch wir unserer Schwestern in ihrer gegenwärtigen so gefährlichen Lage! Die betreffende Begräbnissätte erhält die Aufschrift: „Les Religieuses Ursulines de Breslau“.

Herr Stiftsrat Horn, der bisherige Vertreter des Kreises Reisse im Reichstage, hat sich, wie die „Nfr. Ztg.“ meldet, bereit erklärt, auch für die nächste Legislaturperiode ein Mandat anzunehmen. Derselbe ist also Kandidat der Zentrumsparthei in dem gedachten Wahlkreis.

Der Regierungspräsident Freiherr v. Zunder ist von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt und hat die Geschäfte wieder übernommen.

Durch Bestimmung des Schulreglements vom 18. Mai 1801 hatte jede Schulgemeinde einen Thaler, den sogenannten „Inspektionsthaler“ an den jedesmaligen Kreis-Schulinspektor zu zahlen. Nachdem sich inzwischen ergeben hat, daß diese Gebühr nur noch in einzelnen Theilen des Bezirks Breslau gezahlt wird, während sie in anderen in Abgang gekommen ist, hat der Herr Minister der geistlichen zc. Angelegenheiten verordnet, daß von der Erhebung dieses Inspektionsthalers im Bezirk Breslau allgemein abgesehen werden soll.

Zur Teilnahme an dem am 23. d. begonnenen dreiwöchentlichen Kursus am Königl. pomologischen Institute zu Proskau sind von der Königl. Regierung 41 Volksschul- und Seminarlehrer entsendet worden. Diese Teilnehmer am pomologischen Kursus vertreten die Provinzen Schlesien, Posen und Hannover.

Das Statut der für die gewerblichen Arbeiter in den Ortschaften des Landkreises Breslau zu errichtenden gemeinsamen Ortskrankenkasse hat die Genehmigung der höheren Verwaltungsbehörde gefunden.

Der VII. schlesische Fleischertag fand am Sonntag den 20. d. Mts. in Delz statt. Die Zahl der Teilnehmer betrug ca. 180, besonders stark waren die Breslauer Zünfte vertreten. In der Debatte über interne Vereins-Angelegenheiten war der Umfang interessant, daß offenbar auch in diesen Kreisen das Streben nach Zwangsinnungen vorhanden sein muß, der Obermeister Becker-Breslau tadelte die gegnerische Haltung, welche die „Internationale Fleischereizung“ dem Antrage Ackermann gegenüber eingenommen hatte. Von allgemeinerem Interesse war der Antrag Geisler-Friedland, welcher die Aufhebung der einschränkenden Bestimmungen bezüglich der Ueberführung von Schlachtvieh aus Oesterreich in die Grenzdistrikte zum Gegenstande hat. Die Versammlung beschloß, dieselbe eine Petition an den Landtag zu richten. Der Vertreter der Brieger Zünfte spricht über die Schädigung, welche die Fleischer dadurch erfahren, daß auf Grund der Gewerbeordnung es zulässig ist, daß Private Vieh schlachten und das Fleisch an andere im Einzelverkauf verhandeln dürfen. Die Versammlung erkennt die Berechtigung dieser Beschwerde vollkommen an, hält

es aber nicht für opportun, in einer Petition dagegen vorzugehen.

Für den Umfang des Regierungsbezirks Breslau ist durch den Bezirks-Ausschuß der Schluß der Schonzeit für Rebhühner und Wachteln auf Mittwoch, den 20. August, und für Hasen und Fasanhennen auf Sonntag, den 14. September d. J. festgesetzt worden. Es findet demgemäß die Eröffnung der Jagd auf Rebhühner und Wachteln am Donnerstag, den 21. August, auf Hasen und Fasanhennen am Montag, den 15. September d. J. statt.

Bezüglich der Einziehung von Ersatzreserven erster Klasse ist darauf hinzuweisen, daß diejenigen, welche zur ersten Uebung einberufen werden, für 7½ Rm. 12½ Pf. Reisegeld erhalten, wogegen die, welche bereits gelibt haben, Marschgebühren wie die Mannschaften des Beurlaubtenstandes in Anspruch nehmen können. Hiernach wird für Mann und Tag und 93 Pf. gewährt. Nur für eine Entfernung von über 22½ Rm. werden weitere sogenannte Meilen beziehentlich Marschgelder gezahlt.

Die Uebelstände, mit welchen für die Landwirtschaft die gegenwärtig geltende Weise der Pferdevermusterung verknüpft ist, haben auch den landwirtschaftlichen Provinzialverein von Brandenburg beschäftigt, und es ist anzuführen, daß der Berichtsteller, ein Major, darauf hingewiesen hat, daß durch die Vorführung sämtlicher Pferde ein voller Arbeitstag für diese und die Begleiter verloren gehe. Der dadurch entstehende Geldverlust betrage beispielsweise für die Provinz Brandenburg jedesmal 400 000 M. Die jetzt für die alten Lande angeordnete, alle sechs Jahre wiederkehrende Pferdemusterung hält der Berichtsteller durchaus nicht nötig zu dem Zweck, damit sich die Militärverwaltung ein Urteil über den für einen Mobilmachungsfall verfügbaren Pferdebestand bilde; hierzu würden alle Jahre sich wiederholende Musterungen vollständig genügen. Ferner würde, damit nicht stets alle Pferde, auch die für Militärzwecke ganz unbrauchbaren, aber bei weitem den größten Teil ausmachenden, zur Musterung geführt zu werden brauchten, es sich empfehlen, durch inaktive, zahlreich in allen Kreisen ansässige Kavallerie- oder Infanterie-Offiziere in den einzelnen Orts-kriegszwecke überhaupt irgendwie brauchbaren und zur eigentlichen Musterung zu bestimmenden Pferde sich feststellen lassen. Außerdem sollten kleine Musterungsbezirke und demnach mehr Bestimmungsorte als bisher eingerichtet werden.

Aus Köppernig, Kreis Reisse, schreibt man uns: Im hiesigen Pfarrgarten steht eine Linde, die wegen der hohen Lage von Köppernig meilenweit sichtbar ist. Sie mißt vier Fuß über dem Boden, 4½ Meter im Umfange und der Durchmesser der Baumkrone ist 20 Meter. Der verstorbene Pfarrer Dr. Hübler gab im Jahre 1834 ihr Alter auf 250 Jahre an, sie wäre also jetzt 300 Jahre alt. Ich schätze sie für noch älter.

Ein sehr einfaches Mittel, Eis, besonders in der heißen Jahreszeit und in der warmen Temperatur eines Krankenzimmers, länger als sonst möglich ist, zu erhalten, besteht darin, daß man dasselbe auf ein Stück Flanel legt, welches man trichterförmig in einem irdenen Topfe oder entsprechend großen Glase festbindet, so zwar, daß das durch Schmelzen des Eises entstehende Wasser in das Gefäß abfließen kann. Je größer, d. h. dünner und weitausgehender der Flanel ist, desto länger erhält sich das Eis, denn desto vollständiger und rascher läuft das Wasser ab. Bei Anwendung dieses, schmolz Eis, das lose in einem Gefäße lag, schon nach etwa 3 Stunden, ein zweites, gleich großes Stück, das in einem ziemlich festen Flaneltrichter lag, schmolz nach Verlauf von 5 Stunden; ein drittes Eisstück, das auf einem eben solchen Flaneltrichter lag, der jedoch am Boden zum Zwecke des rascheren Wasserabflusses ein federhartes Loch hatte, brauchte eine Zeit von fast 9 Stunden, und ein viertes, das sich in einem Trichter von großmaschigem Flanel befand, über 10 Stunden.

Am Montag haben die Vorarbeiten für die Pflasterung des Neumarktes ihren Anfang genommen. Man hat zunächst das alte Pflaster an der Ostseite abgehoben, um dann die eigentlichen Regulierungsarbeiten in Angriff nehmen zu können. Infolge der Pflasterung ist eine teilweise Verlegung des Wochenmarktes, welcher bekanntlich gerade auf dem Neumarkte ein sehr lebhafter ist, nach dem benachbarten Ritterplatze notwendig geworden. Der Ritterplatz ist nun an den Vormittagen außerordentlich belebt und weckt so Reminiscenzen an die frühere Zeit, als er noch den Jahrmärkten diente.

Herr Ober-Postsekretär G. aus Berlin war auf seiner 14tägigen Urlaubsreise nach Breslau zu seinem hieselbst lebenden Bruder, Herrn Eisenkaufmann G., beschuldigt gekommen. Montag morgen um 10¼ Uhr hatte er sich in Begleitung seines Neffen nach dem krollischen Bade auf der Werderstraße begeben. Da gegenwärtig hoher Wasserstand in der Oder ist, so ist auch der Wellenschlag im Bassin ein sehr starker. Für den Badenden bietet der Aufenthalt im Bassin jedoch nicht die geringste Gefahr. Am vorderen Ende zur linken Seite befindet sich noch ein aus Eisenstäben gebildeter dreieckiger Verschlag, welcher von den Wellen stark beschlägt wird. Bei hohem Wasserstande haben die von den Mühlenträdern geschleuderten Wellen eine solche Kraft, daß dadurch eine in dem qu. Dreieck befindliche Person getödet werden kann. Der Besitzer pflegt daher bei Hochwasser eine Tafel vor dem Gitterdreieck auszuhängen mit der Aufschrift: „Verboten“. Montag morgen, als Herr G. badele, fehlte die Tafel, infolgedessen der genannte Herr in das Dreieck stieg, um sich durch die Sturzwelle benezen zu lassen. Der Wellenschlag war indes so stark, daß Herr G. nur im stände war, den Fuß „Otto“ (nach seinem Neffen) auszustoßen und umsanf. Das Badepersonal eilte sofort zur Hilfe herbei; es vergingen jedoch ca. 10 Minuten, ehe es den vereinten Anstrengungen der Bademeister gelang, den großen und starken Mann, der durch die Wucht der Wellen in die Spitze des Dreiecks geschleudert worden, herauszukziehen. Es wurde sofort nach einem Arzt geschickt und lauten auch schon nach Verlauf einer Viertelstunde die Herren Doktoren Lion und

Leppmann an. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Der herbeigeeilte Bruder, Herr Eisenkaufmann G., war beim Anblick der Leiche seines Bruders auf's tiefste erschüttert. Herr Dr. Leppmann konstatierte einen Schlaganfall; jedoch am Hinterkopfe der Leiche und auf der Stirn befanden sich zwei tiefe, etwa 4 Zentimeter lange mit Blut unterlaufene Hautabschürfungen, welche darauf schließen lassen, daß dieselben durch das Anschlagen an die Eisenstangen entstanden sind.

In der Zeit vom 13. bis 15. d. Mts. sind dem Kaufmann August Puschmann aus Waldenburg i. Schl. aus seinem zu Dittersbach befindlichen Dynamitlager, welches im Grundstück des Gutsbesizers Hundt daselbst belegen ist, 80 Pfund Dynamit mittels Einbruchs gestohlen worden. 50 Pfund des Sprengstoffes befanden sich in einer Kiste, die mit der Aufschrift „Rheinische Dynamitfabrik, Filiale Mansfeld“ versehen ist; die Farbe dieses Dynamits ist bestrot. Die anderen 30 Pfund sind von intensiv roter Farbe und waren in sechs Pakete ohne äußere Bezeichnung gepackt. Für die Ermittlung des Diebes, so daß dessen gerichtliche Bestrafung erfolgen kann, ist eine Prämie von 100 Mark ausgesetzt. Etwaige hierauf bezügliche Mitteilungen werden im Zimmer Nr. 5 des hiesigen Sicherheitsamtes bezw. von der Königl. Staatsanwaltschaft in Waldenburg i. Schl. entgegengenommen.

Der 33 Jahre alte, auf der Löschstraße wohnende Arbeiter Ernst Hirsch, machte gestern Abend auf einem Eisenbahnwagen auf dem ober-schlesischen Bahnhofe einen Fehltritt und stürzte auf das Schienengeleis herab. Bei dem Sturze hat sich Hirsch anscheinend innerlich schwer verletzt, denn er verlor bald das Bewußtsein und sein Zustand verschlimmerte sich immer mehr. Heute vormittag wurde der Verunglückte in das Kloster der Barmherzigen Brüder gebracht, er verschied indes bereits wenige Minuten nach seiner Aufnahme.

Strehlen, 28. Juli. Gestern Abend wurde vom hiesigen katholischen Volksverein im Vereinslokale die Monatsversammlung abgehalten. Nach Eröffnung derselben durch den Herrn Vereinspräsidenten hielt derselbe einen belehrenden Vortrag über das Thema: „Freizügigkeit und Gewerbe-freiheit“. In diesem Vortrage überzeugte der Herr Redner alle anwesenden Mitglieder, welche ja zum größten Theile dem Handwerkerstande angehören, von den Vorteilen, die dem Professionisten des Mittelstandes durch Einführung der sogenannten Zwangsinnungen geboten werden, und erörterte die Nachteile, die dem gewöhnlichen Handwerksmeister durch den „Segen“ der Freizügigkeit und Gewerbe-freiheit erwachsen. Dem Vortrage wurde allseits die größte Aufmerksamkeit geschenkt.

Wohlan, 28. Juli. Nachdem bereits unter dem 20. Oktober v. J. durch Vermittelung der Königl. Regierung die ministerielle Genehmigung zur Niederlassung Barmherziger Schwestern in Wohlan behufs Ausübung der ambulanten Krankenpflege und Leitung einer Kleinkinder-Bewahranstalt resp. Spielschule von dem hiesigen Ortsgeistlichen nachgesucht worden, ist endlich nach Ueberwindung ungeahnter Schwierigkeiten am 18. d. Mts. die Genehmigung eingetroffen. In der zweiten Hälfte künftigen Monats gedenken die drei Schwestern ihr Liebeswerk an hiesigem Orte zu beginnen. Ein vorzüglich geeignetes Haus mit schönem Garten und Hof ist in der Winziger Straße für 19 200 M. käuflich erworben worden. Die Aufbringung der Zinsen für noch 14 100 M. und der Kosten für die baulichen Veränderungen und Reparaturen, welche schon 1000 M. übersteigen, machen dem Ortspfarrer nicht geringe Kummer, doch hofft derselbe mit Gottes Hilfe und der Unterstützung guter Menschen nicht verzagen zu dürfen. Ganz eigenartige Gefühle werden in den Herzen der Katholiken hieselbst rege, als sie sehen mußten, daß die Erlangung der ministeriellen Genehmigung für die Niederlassung Barmherziger Schwestern neun Monate sich verzögerte, während die protestantische Gemeinde, durch das katholische Unternehmen erst angeregt, bereits im April d. J. zwei Diakonissen in ihrer Mitte wirken sehen. Möge nun eine edle Konkurrenz auf dem Gebiete der christlichen Caritas sich entfalten! Milde Gaben für die Anstalt der Barmherzigen Schwestern, die nun nach Stabilierung des protestantischen Instituts hauptsächlich auf die katholische Liebe angewiesen sein werden, und fromme Spenden zur Erleichterung der großen Sorgen des Ortspfarrers werden von diesem mit dem innigsten Danke angenommen.

Frankenstein, 26. Juli. Vorgestern Abend war, wie die „Frl.-Mitt. Ztg.“ meldet, vom hiesigen katholischen Meisterverein aus Anlaß des Scheidens des am den Verein so verdienten Ehrenmitgliedes, Herrn Buchdruckereibesizers Huch, eine kleine Feier veranstaltet. Sämtliche Mitglieder des Vereins waren erschienen, um mit dem scheidenden Herrn noch ein paar Stunden zu verleben. Auch der Sängerkorps des Gesellenvereins war anwesend, um durch Vortrag von Liedern die Feier verschönern zu helfen. Lannige und ernste Ansprachen, Vorträge und Lieder hielten die Versammlung lange Zeit in gehobener Stimmung beifammen.

Frankenstein, 29. Juli. Die „Frl.-Mitt. Ztg.“ schreibt: „Mittels Allerhöchster Kabinettsordre vom 14. Juni dieses Jahres sind dem Fürstbischöflichen St. Josephskirche zu Herrnsdorf im Kreis Gubrau, als einem katholischen Rettungs- und Waisenhanse die Rechte einer juristischen Person und die landesherrliche Genehmigung von Sr. Majestät dem Kaiser allergnädigst verliehen worden. Vielen unserer Leser, die manches Scherflein zur Unterhaltung dieses Stiftes beigetragen haben, ist dasselbe schon bekannt. Vor 3 Jahren ist die Anstalt privatim errichtet worden. Der Hochw. Herr Fürstbischof hat die Gnade gehabt, dieselbe im März v. J. zu einer kirchlichen Anstalt zu erheben und in den Besitz des Fürstbischöflichen Stuhles zu nehmen. Nunmehr ist durch Erteilung der landesherrlichen Genehmigung der Bestand des Stiftes vollständig gesichert und daselbe befugt, weitere Gaben zur Förderung und Unterhaltung entgegenzunehmen.“

Das Stiff befindet sich in einer Gegend, wo die Katholiken in der Minderzahl sind und fast ausschließlich den ärmsten Bevölkerungsklassen angehören. Kirchliche Wohlthätigkeits-Anstalten gibt es dort gar nicht, die Katholiken, und namentlich die armen Kinder, befinden sich daher in einer traurigen Verlassenheit und sind in größter Gefahr, an Leib und Seele zu Grunde zu gehen. Zu ihrer Rettung ist das St. Josephs-Stiff gegründet worden und bietet vorläufig Raum zur Aufnahme von 24 Kindern. Möchten sich noch recht viele Wohlthäter finden, die ihr Kapital für den Himmel anlegen und zum weiteren Ausbau des Stiffes beitragen. Kurator des Stiffes ist zur Zeit Herr Franz Huch in Frankenstein. Milde Gaben nimmt dieser und die Redaktoren der „Frankenstein-Münsterberger Zeitung“ jederzeit gern entgegen.

**Liegnitz, 25. Juli.** Seit einigen Tagen sind im Innern unserer Häuser, zumeist an den Thürnen, Zettel angeklebt worden, welche, nach dem „Regn. Anz.“, nachstehende „Mahnung“ enthalten: „Um Euch und Eure Kinder gesund und am Leben zu erhalten: Lüftet täglich die Zimmer durch langes Offenhalten der Fenster! — Nicht in den Wohnräumen! — Gebt Euren Kindern unter einem Jahre wenn nicht Mutter-, so doch gute Kuh- und keine abgerahmte Milch! — Haltet überall auf Reinlichkeit! — Hütet Euch vor allen Puschkuren! Der Magistrat.“ — Von dem Bezirksausschusse des Regierungsbezirks Liegnitz ist für das laufende Jahr der Schluß der Schonzeit für Rebhühner und Wachteln auf den 20. t. Mis. und für Hasen und Fasanenbennen auf den 14. September festgesetzt worden, so daß die Jagd am 21. August und am 15. September beginnen kann.

**Liegnitz, 28. Juli.** Die 25. Stiftungsfeier des katholischen Gesellenvereins nahm bereits gestern ihren Anfang. Von den Morgenstunden an trafen Deputationen auswärtiger Gesellenvereine mit ihren Fahnen hier ein und erhielten im Bureau des Vereins ihre Quartierbillets. Nachmittags gegen 3 Uhr versammelte sich der hiesige Verein mit seinen Gästen im Vereinslokal auf dem Kohlmarkt und dort überreichte eine Deputation der Jungfrauen der Gemeinde einen silbernen Kranz nebst Schleife für die Fahne des Vereins. Dem leider nicht anwesenden Stifter des Vereins, Herrn Erzpriester Ritter, wurde ein silberner Lorbeerzweig gewidmet. Herr Kaplan Lange, der gegenwärtige Präses des Vereins, dankte mit herzlichen Worten und befestigte den Kranz an der Fahne. Abends fand im Badehaufe eine Begrüßung der Gäste des Vereins, bei welcher die Gesangsabteilung desselben einige Lieder zum Vortrag brachte, statt.

**Glogau, 25. Juli.** Am 21. d. Mis. feierte Herr Divisionspfarrer Letocha sein 25jähriges Amtsjubiläum. Anlässlich dieser Feier fand früh um 7 1/2 Uhr eine heilige Messe statt, zu welcher die Kapelle unserer Neunundfünfziger die Musik stellte. Um 11 Uhr brachte die Kapelle des Pionier-Bataillons dem Jubilar ein Ständchen und bald darauf fand sich bei letzterem eine recht stattliche Anzahl von Gratulanten ein. Auch von auswärts liefen viele Glückwünsche ein, so z. B. aus Posen vom Herrn Generalmajor von Belom; die Militärpfarrer des Deutschen Reiches gratulirten durch eine gemeinschaftliche Adresse, welche Herr Divisionspfarrer Dufkewicz dem Jubilar überreichte. — Gestern abend gegen 8 1/2 Uhr wurde hier ein selten schönes Meteor beobachtet, welches in nordwestlicher Richtung am wolkenfreien Himmel dahinslog.

**Glogau, 25. Juli.** In Baunau hiesigen Kreises wurde in der vergangenen Woche eine Frau von vier (toten) Kindern entbunden. Die Mutter soll sich den Verhältnissen nach wohl befinden.

**Glogau, 28. Juli.** Der königliche Landrat des hiesigen Kreises, Graf Pilati, veröffentlicht folgende Bekanntmachung: „Auf Grund des § 18 der Polizeiverordnung für den Regierungsbezirk Liegnitz vom 22. November 1882 ordne ich hiermit an, daß in den Amtsbezirken Schönau und Seppan die Grundbesitzer die auf ihrem Grund und Boden vorhandenen wilden Kaninchen bis zum 1. September 1884 vertilgen. Die Guts- und Gemeindevorstände der genannten Amtsbezirke veranlasse ich, diese Verfügung in ihren Bezirken in ortsüblicher Weise bekannt zu machen.“

**Sirschberg, 28. Juli.** Der Redaktion des „Boten a. d. Riesengebirge“ wurde aus Waltersdorf bei Kupferberg ein Roggenbalm mit sechs ausgebildeten Lehren und aus Neu-Flachsenfeld drei an einem Stiel gewachsene und vollständig ausgebildete Kirichen übersandt.

**Grünberg, 22. Juli.** Gestern abend, kurz vor 9 Uhr, erschien am Himmel eine prächtige, in bläulichem Lichte strahlende Feuerkugel, welche langsam von Süden nach Norden über die Hälfte des sichtbaren Himmelsgebölbes bewegte. Bemerkenswert war auch der hellleuchtende Strahlenschweif, der in einer scheinbaren Länge von 2 Metern dem Meteor folgte.

**Grünberg, 28. Juli.** Die erst im vorigen Jahre fertiggestellte Luchmacherinnungs-Fabrik wird in diesem Jahre bedeutend vergrößert, um Raum für ca. 50 mechanische Webstühle zu gewinnen. Mit dem Anbau ist bereits in der vorigen Woche begonnen worden.

**Lauban, 25. Juli.** Gestern wurde ein Trupp Zigeuner, welche drei Wagen mit sich führten, von Sicherheitsbeamten über Marklissa nach der böhmischen Grenze geleitet.

**Sagan, 23. Juli.** Durch die Unachtsamkeit eines Hilfsweichenstellers hätte auf dem hiesigen Bahnhofe sehr leicht ein größeres Unglück herbeigeführt werden können. Das hiesige „Wochenblatt“ meldet hierüber: Der vorgefahrene abend gegen 9 3/4 Uhr nach Sorau abgelassene Güterzug geriet infolge falscher Stellung einer Weiche auf ein Geleise, das mit vier Waggonen, deren einige Ladung hatten, besaßen war. Bei dem steigenden Terrain auf der Strecke nach Sorau war die Maschine mit voller Kraft eingesetzt und wurden die, wie schon erwähnt, beladenen und angebremsen Waggonen erst so spät bemerkt, daß der Zug nicht mehr zum

Stehen gebracht werden konnte, vielmehr dieser so heftig gegen dieselben anfuhr, daß die Puffer der Lokomotive abbrachen und die Waggonen bis in die Nähe des Güterschuppens vorgefahren und von den Schienen geworfen wurden. Der Ort der Katastrophe bietet einen schauerlich romantischen Anblick und gewährt Unkundigen einen kleinen Begriff von derartigen, leider häufig eintretenden furchterlichen Ereignissen. Der Schienenstrang ist aufgerissen, die vier Waggonen liegen zertrümmert umher, zwei sogenannte Lowrys mit den Rädern nach oben. Glücklicherweise hat niemand von dem Fahrpersonal Verletzungen davongetragen. Der betreffende Weichensteller, ein sonst ruhiger, ordentlicher Mensch, verheiratet und Vater zweier Kinder, hat noch in derselben Nacht die Flucht ergriffen und ist heute nachmittags auf dem großen Exerzierplatz (Neuländen) tot aufgefunden worden. Er hatte seinem Leben durch Erhängen ein Ende gemacht. Gestern trafen mittels Extrazuges Mannschaften aus Breslau ein, die mit der Aufräumung des Unfallortes begonnen haben.

**Marklissa, 25. Juli.** Vor mehreren Wochen wurden dem Wirtschaftsbefitzer Sauer in Kengersdorf 300 Mk. entwendet und blieben die angestellten Ermittlungen bisher erfolglos. Am vergangenen Freitag wurde zur großen Ueberaschung der größte Teil des gestohlenen Geldes im Betrage von 255 Mk. in dem mit entwendeten Geldebeutel auf einem Fenster des Wohnhauses vorgefunden. Auf einem beigefügten Zettel fand sich unter anderen Bemerkungen auch die Bibelstelle Matthäi 18, 26 aufgezeichnet, welche lautet: „Herr, habe Geduld mit mir, ich will Dir alles bezahlen.“

**Plesch O., 25. Juli.** „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an's Licht der Sonnen!“ Dieses Sprichwort ist alt und wahr. Vor 6 Jahren wurde an einem gewissen Szigula aus Janowitz ein Raubmord verübt. Die Ermittlung des Raubmörders war bis jetzt nicht möglich gewesen. Unlängst verbreitete sich in den Dörfern Miserau und Krier das Gerücht, ein gewisser Czermienstky aus dem letzteren Orte wisse den Namen des Raubmörders anzugeben. Daraufhin ließ der Amtsvorsteher, Herr Opitz, den Czermienstky zu sich kommen, damit er ihm einige Anskunft über den Raubmord gebe. Czermienstky anfangs beharrlich, schließlich gab er doch ungefähr folgendes zu Protokoll: Während meiner Untersuchungszeit (nicht lange nach dem vollführten Raubmord) erzählte mir mein Zellengenosse Wroblomstky, der wegen schweren Diebstahls angeklagt war, er sei der Raubmörder des Szigula. Letzterer habe an dem Plescher Viehmarkt in seiner (des W.) Gegenwart den Erlös für eine Kuh im Betrage von 78 Mk. gezahlt. Das Geld sei für ihn sehr verlockend gewesen, er habe gegen Abend dem Cz. in der Nähe des jüdischen Kirchhofes aufgelauret, ihn erschlagen, die 78 Mk. und die Stiefeln des Cz. an sich genommen, die Leiche auf das Feld geschleppt und hier mit Erde zugebedeckt. Alsdann habe er das Geld unter ein Dentmal des jüdischen Kirchhofes versteckt. Kurz darauf sei er wegen eines Vergehens in Haft genommen und verurteilt worden. Nachdem er die Strafe abgeübt, hätte er sich erst das Geld geholt, welches vollständig mit Grünspan überzogen gewesen sei und das Nutzen des Geldes ihm bedeutende Arbeit verursacht. Weiter erklärte Czermienstky, daß der Ermordete sein bester Freund gewesen sei; seine Stiefeln habe der Mörder W. in der Untersuchungszeit angehabt, er (Czermienstky) habe dieselben als die seines Freundes genau erkannt. Der Mörder W. ist ein vielbestraftes Subjekt und sitzt gegenwärtig in der Strafanstalt zu Brieg wegen schweren Diebstahls eine zweijährige Zuchthausstrafe ab. Auf die Frage des Herrn Opitz, warum er die Sache nicht eher zur Anzeige gebracht habe, antwortete Cz.: „Ich fürchtete mich!“ Ob vorstehende Angaben des Cz. auf Wahrheit beruhen, wird wohl die eingeleitete Untersuchung ergeben.

**Ratibor, 27. Juli.** Ein Fall von Cholera nostras ist bei einem Einwohner von Schichowitz, hiesigen Kreises, durch den königl. Kreisphysikus, Geheimen Sanitätsrat Dr. Heer konstatiert worden. Der Erkrankte ist indes bereits in der Besserung begriffen. Wenn dieser Fall von Brechnuhr, wie er alljährlich im Hochsommer vorzukommen pflegt und dessen Entstehung wahrscheinlich dem Genuße von den durch das Hochwasser verdorbenen Früchten zuzuschreiben ist — auch zu keiner Beforgnis Veranlassung gibt, so mahnt er doch besonders diejenigen zur Vorsicht, welche zu Durchfall

neigen. Die Anlegung der wolleinen Leibbinde ist bekanntlich ein sehr wirksames Schutzmittel.

**Rybnik, 23. Juli.** Auf Anregung des Rybniker landwirtschaftlichen Vereins fand am heutigen Tage eine Pferde- und Fohlenschau aus dem Rybniker Kreise statt. Seine Durchlaucht der Herzog von Ratibor wohnte derselben bei und übernahm unter Aufsicht des Herrn Landrat Gemander, sowie des Baron von Durant auf Baranowitz die Leitung derselben. Das Resultat der Schau ist ein durchaus befriedigendes; es sind infolgedessen zahlreiche Preise zur Verteilung gelangt. Landrat Gemander, Obramtmann Müller aus Stanowitz, Rittergutsbesitzer Thanheiser aus Rogoizna, Pfarrer Bolik von hier und andere wurden mit Preis-Medaillen, bezw. sehr geschmackvollen Geschenken bedacht, während den übrigen prämiirten Pferde- resp. Fohlenbesitzern Geldprämien von je 10, 20, auch 40 Mk. überwiesen wurden. Die Verteilung der Prämien erfolgte durch Se. Durchlaucht den Herzog von Ratibor.

**Königshütte, 25. Juli.** Die Staatsanwaltschaft zu Beuthen citirte einmal wieder die Redakteure, den Verleger und sämtliches Druckerpersonal des „Ratolik“ mit Ausnahme des Lehrlings und der Bedienungsfrau. Es handelte sich um einen Artikel, in welchem die Maßregeln und Blindnisse der Regierungen gegen die Sozialisten und Nihilisten als nutzlos bezeichnet wurden, solange die Regierungen nicht nach streng christlichen Prinzipien verfahren und solange es Logenministerien gäbe. Dieser Artikel wurde bei Gelegenheit der Kunde von den Bemühungen Rußlands und Deutschlands einen internationalen Antisozialistenbund zu stiften, geschrieben. Wohl alle katholischen und viele akatholische Presseorgane haben seiner Zeit dieselben Gedanken ausgesprochen. Der Staatsanwalt bemüht sich, die im „Ratolik“ stehenden Anstiftungen nur auf die preussischen Minister anzuwenden, während dieselben doch auf alle Staaten Europas zu beziehen sind. Die Segler wurden eingehend inquirirt, wer wohl den Artikel geschrieben, wer die Manuskripte in die Druckerei bringe und wer den Auftrag zum Drucken gebe.

**R ä t s e l.**

Nacht, aber schwarz doch nicht  
Bin ich von Angesicht,  
Tag ist kein Hindernis  
Für meine Finsternis,  
Und weder Mond- noch Sternenschein  
Bringt in mein Dunkel Licht hinein.

Die Blindheit bin ich nicht;  
Mit hellem Augensicht  
Siehst du doch nichts als mich,  
Oh! ich dem Feinde wick,  
Der mich mit Flammen schnell verzehrt,  
Doch nimmer in Asche mich verkehrt.

Erst bin ich garstig dick,  
Doch mein betrüb't Geschick  
Zehrt immer mehr mich ab,  
Dann sink' ich wohl in's Grab.  
Wenn aber mein der Himmel harrt,  
So feir' ich meine Himmelfahrt.

**Auflösung des Worträtsel aus Nr. 29.**

Sirschberg.

**Auflösung der Charade aus Nr. 29.**

Unerrathbar.

Es lösten richtig:

Beide Aufgaben: Joseph Schwabe in Breslau. — G. Gode in Liden.

**Inserate müssen spätestens bis Mittwoch mittag in unserer Expedition aufgegeben sein.**

**Breslauer Kursbericht**

vom 30. Juli 1884.

In- und ausländ. Fonds, Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen u. Deutsche Reichsanl. 4. .... 103,25 B. Pr. konfol. Anleihe 4 1/2. .... 102,35 B. do. do. do. 4. .... 103,05 B. do. Staatsanlsh. 3 1/2. .... 100,00 B. Bresl. Stadtanl. 4. .... 102,20 B. Schles. Pfdb. alland. 3 1/2. .... 95,90 B. do. do. Lit. A. 3 1/2. .... 95,45 B. do. do. do. 4 1/2. .... 102,25 B. do. do. Lit. C. II. 4. .... 101,80 B. do. do. do. 4 1/2. .... 102,25 B. Pof. Kredit-Pfandbr. 4. .... 101,65 B. Schles. Rentenbriefe 4. .... 101,60 B. do. Pr.-Hilfs-Dbl. 4. .... 101,75 B. do. do. 4 1/2. .... 103,00 B. do. Bod.-Kred.-Pfdb. 4. .... 99,50 B. do. do. 4 1/2. .... 107,40 B. do. do. do. 5. .... 103,75 B. Deftr. Goldrente 4. .... 86,90 B. do. Silberrente 4 1/5. .... 68,60 B. do. Papierrente 4 1/5. .... 67,60 B. Pr.-Schw.-Frb. Eib.-Pr. 4. .... 101,70 B. do. do. von 1876 5. .... 102,40 B. do. do. von 1879 5. .... 102,75 B.

Dtschl. Eib.-Pr. Lit. E. 3 1/2. .... 97,20 B. do. do. Lit. D. 4. .... 101,90 B. do. do. von 1873 4. .... 101,90 B. do. do. Lit. F. 4 1/2. .... 103,00 B. do. do. Lit. G. 4 1/2. .... 103,00 B. do. do. Lit. H. 4 1/2. .... 103,40 B. do. do. von 1874 4 1/2. .... 103,00 B. do. do. von 1879 4 1/2. .... 105,85 B. do. do. von 1880 4 1/2. .... 103,15 B. Dels-Gnefen 4 1/2. .... — G. R.-D.-U.-B.-Prior. 4 1/2. .... 103,00 B. Bresl.-Warsch. St.-Pr. 5. .... 68,00 B. Galiz. (Carl-Ludw.) 4. .... — B. Bresl. Distontobant 4. .... 90,00 B. do. Wechselbank 4. .... 98,00 B. Deutsche Reichsbank 4 1/2. .... — Schles. Bankv.-reit 4. .... 104,10 B. do. Bob.-Kred.-Akt.-B. 4. .... 113,00 B. Deftr. Kred. pr. St. 4. .... — do. Währ. 100 Fl. .... 167,75 B. Russ. Bl.-Bil. 100 S.-Rub. .... 204,25 B.

Roggen pr. 100 Rilo 14,80-15,70 Mt. Gerste pr. 100 Rilo 13,00-13,50 Mt. weiße 14,80-15,30 Mt. Hafer pr. 100 Rilo 15,80 - 16,50 Mt. Weizen pr. 100 Rilo 13,30-14,50 Mt. Erbsen pr. 100 Rilo 15,80-18,80 Mt. Viktoria 17,00-21,00 Mt. Bohnen pr. 100 Rilo 18,00-20,00 Mt. Lupinen pr. 100 Rilo gelbe 9,00-11,00 Mt. Markt, blaue 8,50-10,00 Mt. Wicken pr. 100 Rilo 14,50-15,50 Mt. Kartoffeln pr. 2 Rtr. 10-15 Pfg. Heu pr. 50 Rilo 2,80-3,00 Mt. Roggenstroh pr. 100 Rilo 3,80-4,10 Mt.

**Preise der Cerealien.**

Breslau, 30. Juli.

Festsetzungen der städt. Marktdeputation.

(In Markt pr. 100 Rilo.)

(Schwere mitte ord. W) Weizen, weißer.. 20,30 13,10 16,90 do. gelber... 18,50 17,10 16,10 Roggen... 15,70 14,80 14,40 Gerste... 15,20 13,90 13,40 Hafer... 16,20 15,80 15,50 Erbsen... 19,00 17,50 16,00 Spiritus pr. 100 Rtr. à 100% 48,40 Mt. pr. 100 Qu. à 80% 42,33 Mt.

**Breslauer Landmarkt**

vom 30. Juli.

Weizen pr. 100 Rilo netto, weißer 17,70 bis 20,50 Mt., gelber 17,50-18,60 Mt., feinstes mildes über Notiz bez.